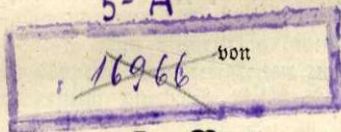


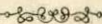
Die
Philosophie des guten Tons
oder

über Anstand in der Gesellschaft

5-A



Dr. Bertram.



Dorpat.

W. Gläfers Verlag.

1869.

Est. A



A-9234

Дозволено цензурю. Ст. Петербургъ, 29-го Сентября 1868.

Was in der deutschen, höheren Gesellschaft Sitte ist, gilt zum Theil überall als solche; zum Theil ist es auch nur Usus und stillschweigendes Uebereinkommen.

Wer nicht in dieser Klasse geboren ist, kann vielleicht von Natur Takt besitzen; deshalb kennt er aber doch nicht die feinen Lebensgewohnheiten der höheren Stände, ihre Schiboleths. Das alles erwirbt man vollständig auch nur durch sorgfältige Erziehung. Junge Leute haben beim Eintritt in die Gesellschaft höherer Stände doppelte Schwierigkeiten zu überwinden. Sie müssen erstlich durchaus vieles ablegen, was sie als wohlstandig von Jugend auf zu betrachten gewöhnt wurden, und dann müssen sie lernen, was in der höheren Gesellschaft der Anstand verlangt. Letzteres Studium soll diese Schrift erleichtern. Sie soll aufmerksam auf Sitten machen, die eben nur Geltung bei den einfachen Ständen haben, und welche diese oft mit großer Treue festhalten.

Dadurch stoßen sie aber am häufigsten an. Man bezeichnet dieses Festhalten an der Volkssitte mit dem eigentlich unrichtigen Ausdruck: Feinseinwollen. Und man lacht über jemanden, von dem man meint, daß er seine Ideen einer fremden Gesellschaft aufdrängen will. Das ist aber gar nicht die Absicht des anderen, er zahlt nur in seiner Landesmünze. Deshalb ist es ganz unerläßlich, daß wir in fremden Ländern und anderen Kreisen uns mehr passiv verhalten und die uns neuen Sitten studiren.

Sitten in verschiedenen Ländern. In jedem Lande herrschen außer den allgemeingültigen Sitten einige besondere Anstandsregeln. Der wohlgezogenste Franzose stößt doch noch heute in England häufig an, und umgekehrt. Was in dem einen Lande als durchaus sittlich betrachtet wird, ist im anderen Lande verpönt. In Frankreich würde man von der Polizei bestraft werden, wenn man im Freien ohne Costüm baden wollte. Wer aber in England bekleidet badete, würde dadurch Anstoß geben. Ländlich, sittlich. Die Engländer bedienen sich nie einer Serviette, um sich den Mund zu wischen; dazu nehmen sie Brodkrumen, indem sie sie essen. Fordert man bei einem englischen Restaurateur eine Serviette, so sagt er einem ärgerlich: Sie verstehen wohl nicht sauber zu essen?

Wer in England Fische mit dem Messer anrührt, gilt für einen Plebejer; dazu gehört die silberne Gabel. — Bei uns gebraucht jedermann die Serviette; wer aber das Taschentuch benutzen wollte, oder mit der Serviette der Nase zu nahe kommt, würde für einen ungebildeten Menschen gehalten werden.

Eine Französin in Petersburg gestand, daß alle jungen Leute, die aus Paris kämen, keine feine Lebensart kannten und daß sie erst in der nordischen Residenz die hohe Schule der Höflichkeit durchmachen mußten.

So giebt es denn in allen Ländern und Ständen besondere Sitten, mit denen wir uns hier aber nicht weiter zu beschäftigen haben. Es giebt zum Glück auch allgemeine Gesetze des Anstandes, die überall Geltung haben, und die jeder kennt, aber von denen er die Dinge nur trennen muß, die bloß in seinem Stande als anständig gelten. An Sitten und Gebräuchen sind die unteren Volksklassen sehr reich. Das Wort: — das schickt sich nicht — kommt außeror-

dentlich oft bei ihnen vor und auch in Bezug auf Dinge, die in höheren Kreisen für ganz päßlich gelten. So kommt es denn, daß die allermeisten Verstöße gerade dann begangen werden, wenn die Leute nach ihren Begriffen fein sein wollen.

Kommt man in höhere Gesellschaft, so thut man daher am flügsten, allen Aufforderungen des Wirthes oder anderer mit dem Gesellschaftston vertrauter Personen zu folgen. Für manchen ist das nicht leicht; im festen Character des Autodidacten liegt schon eo ipso der Geist des Widerspruchs. Selten wird er der fremden Meinung ohne Weiteres sofort beistimmen. Er ist eben kein Sabruder und findet somit ganz gewiß in seinem eigenen Character große Hindernisse, um rasch den Sitten einer höheren Gesellschaft sich anbequemen zu können.

Hier ein Beispiel.

Anekdote. Ludwig XIV. befahl einem jungen Edelmann zuerst in den Wagen zu steigen, welchem Befehl der junge Mann rasch folgte. Der Hof war erstaunt; Ludwig aber sagte: *Jamais je n'ai vu un jeune homme mieux élevé.*

Anekdote. Ein Gutsbesitzer fährt auf's Feld und nimmt einen Aufseher mit. „Steig ein!“ sagt er, und dieser, als gewandter Hofdiener, gehorcht sogleich und steigt vor dem Herrn ein. Und so muß es sein, weil es der Herr ja wollte.

Am nächsten Tage fährt der Baron auf eine Hoflage, und nimmt einen gereiften Handwerker mit. „Steigen Sie ein!“ sagt der Herr. Der Gesell macht aber Krassfüße, bückt sich lächelnd und meint: das passe sich nicht, der Herr müsse zuerst einsteigen; das paßt so nicht vor mir! — Nun ärgert sich der alte Herr und nöthigt ihn mit den Worten hinein: Ach, sein Sie kein Hansnarr! — Das hatte

der seine Gesell von seinem Complimentiren und Besserwissenwollen! Unterweges sagte der Baron: Haben Sie den Don Quichote gelesen? Nein, sagte der Tischler. Nun dann hören Sie zu: — Es gab einmal in Spanien einen wunderlichen Ritter, Namens Don Quichote, der mit seinem Reitknecht, einem Bauer, im Lande umherstreifte. Sie kamen zu einem Herzog, der sich einen Spaß machen wollte und die beiden wunderlichen Leute zu Tische lud. Als sie sich nun setzen sollten, wies der Herzog dem Bauer, Sancho Pansa, die oberste Stelle am Tisch an. Sancho aber machte Complimente und meinte: das sei des Herzogs Platz; er wolle lieber ganz unten sitzen. — Da sprach zu ihm sein Herr: Mein guter Sancho, wo du auch sitzen magst, da ist immer „ganz unten!“

Feinseinwollen. Verlangt also ein Vornehmer, namentlich der Wirth vom Hause, daß man etwas thun, Speise zuerst vornehmen, durch die Thür vorangehen oder zuerst einsteigen soll u. s. w., so darf man nicht etwa auf seine Manier fein sein wollen, sondern muß ohne Weiteres rasch thun, was verlangt wird. Complimente wären hier höchst übel angebracht, denn damit sagt man ja, daß man andere, d. h. also richtigere Ansichten über Anstand besitzt. Nur Personen von ganz gleicher Rangstufe können Complimente wechseln und sich gleichsam in Artigkeit überbieten *).

Vom Grüßen. Beim Hereintreten in eine Gesellschaft hat man sich vor allen plötzlichen und unsicheren

*) Trete ich mit einem Gaste in meine Wohnung, so bitte ich ihn voran zu gehen; gehe ich mit ihm zugleich fort, so gehe ich voraus, weil es sonst ausfähe, als ob ich ihn ersuchte, meine Wohnung zu verlassen. — Steigt man eine schmale Treppe empor mit einer Dame, so gehe man voraus, hinab folgt man ihr.

Bewegungen zu hüten, da in dem Moment alle Blicke sich zu dem Eintretenden wenden. Eine ironische, weltverachtende Miene wird nicht selten von sehr verlegenen Menschen angenommen. Wie man ja auch häufig nur aus Schüchternheit grob ist! — Eben so wenig zeige man sich verdutzt und erstaunt. Das Tiefsichbücken und Scharren mit dem Fuße sieht man nur noch als Caricatur auf der Bühne. Die wahre Höflichkeit beim Grüßen steckt nicht im Rückgrat, sondern — im Auge, diesem Fenster der Seele. Der verbindlichste Gruß ist der mit dem Blick. Man mache eine ganz leichte, kaum merkliche Bewegung des Oberkörpers nach vorn und wende dabei das Gesicht mit seinem heitersten Ausdruck nach allen Seiten, indem man sich dadurch der ganzen Gesellschaft vorstellt. Dadurch zeigt man, daß man gern in die Gesellschaft kommt, sich in ihr wohlfühlt. Ein ängstliches Gesicht erregt sogleich Unmuth und Mißstimmung, denn ein der Gesellschaft fremdes Element hat sich eingeschlichen. — Die Augen verdrehen und salbungsvoll aussehen wollen wäre ein Mißgriff für einen Mann geistlichen Standes, es sei denn, daß er im Ornat zu einer geistlichen Handlung erschienen wäre.

So hübsch es russischen Bäuerinnen läßt, das Haupt auf die Brust zu senken, so ist das in Gesellschaften doch nicht passend. Die Weisheit der Tanzlehrer in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wollte, daß man sich mit steifem Rücken und lachherabhängenden Armen wo möglich einem Ziehbrunnenschwengel oder Schlagbaum ähnlich zeigen solle, aber das ist obsolet. Zunicken ist ein sehr vertrauliches Grüßen, das sich nur sehr gute Bekannte oder sehr vornehme, gnädig gesinnte Persönlichkeiten erlauben können.

Vom Hut und dessen Symbolik. Im Norden besteht die Hauptartigkeit der niederen Stände darin, die Kopfbedeckung abzunehmen. In Frankreich thut man

das nicht. Der Kellner in den ächten französischen Hotels wird es gar nicht wagen, seine Mütze auf eins unserer Möbel zu legen; er behält sie aus Artigkeit auf dem Kopf. Im Norden bedeutet es Trotz und Feindseligkeit. In Mitteleuropa grüßen sich die niederen Klassen, besonders bei Begegnung auf dem Lande — auch Unbekannten sagt man „Grüß Gott!“ oder „Gelobet sei Jesu Christ!“ und lüftet ein wenig die Kopfbedeckung. Eben so grüßt jeder, der in eine Restauration tritt. Auf dem Lande in unserem Norden ist eine allgemeine Sitte noch nicht bemerkbar. Viel hängt von den Predigern und dem Adel ab. Dort wo die Prediger von der Gemeinde sehr geachtet werden, ist eine größere Artigkeit beim Landvolk sogleich bemerkbar. Dagegen ist dort der Dorfbewohner gegen höhere, fremde Personen sehr trotzig, wo der Edelmann darauf sieht, daß der Knecht die Mütze zieht, selbst beim Vorübergehn an dem herrschaftlichen Hause, auch wenn niemand am Fenster ist! *) — Der Gedemüthigte sucht seinen Gefühlen durch Grobheit anderswo Luft zu machen, eben so wie jener Feigling, der von einem Starken gezüchtigt wurde, sich einen kleinen Jungen herbeiwünschte, um den abprügeln zu können. Im Valetot oder Pelz tritt bloß der Grobian oder Geizhals ins Zimmer, indem er fürchtet, daß im Vorzimmer sein Ueberzieher gestohlen werden könnte. Tritt man in eine Gesellschaft, so behält man den Hut in der Hand. Man läßt ihn ruhig herabhängen und darf ihn beim Grüßen ja nicht stark bewegen oder schwenken. Hat man beide Hände nöthig, so nimmt man den Hut unter den linken Arm, mit der Oeffnung zum Körper gewandt. Es ist ziemlich gleichgültig, ob man mit einem gewöhnlichen Hut oder mit einem

*) Ins Fenster hinein grüßen ist nicht wohlانständig, denn man muß überhaupt nicht in die Fenster gucken.

Chapeau-claque erscheint. Im Winter, im Norden, ist es vorsichtiger in der Pelzmütze zu Gesellschaften zu fahren und den Chapeau-claque nur zum Hereintreten bei sich zu führen; auf großen Gesellschaften, Routs, und bei kurzen Visiten legt man den Hut gar nicht ab, außer beim Tanze. Der Hut ist ein bequemes Symbol geworden. Bittet der Wirth den Hut abzulegen, so ist es ein Zeichen, daß er den Gast gern längere Zeit behalten möchte. Im Gegentheil ist es ein Zeichen, daß er nur auf eine kurze Anwesenheit des Gastes rechnet. Der Wirth hat nie den Hut in der Hand. Wenn aber eine Militairperson ihren Chef empfängt, so muß es beim Eingange geschehn, mit dem Casque u. in der Hand. Ist aber der Chef angekommen und begrüßt, so legt der Wirth sogleich die Kopfbedeckung fort. Dasselbe müssen auch unsere Studenten thun wenn sie einen Ball geben und ihren Chef erwarten *). — In großen Gesellschaften hält sich der Wirth in der Nähe des Eingangs auf, vornehmen, fürstlichen Personen geht er entgegen und empfängt sie am Fuß der Paraden-Treppe. Als Peter der Große nach Versailles kam, empfing ihn der König Ludwig XV unten an der Treppe und stellte sich dann, wie ihm die hochmüthige Camarilla gerathen hatte, rechts hin. Peter bemerkte die Absicht, hob den unmündigen König auf seine Arme und trug ihn die Treppe hinauf.

Anecdote. Ein sehr zerstreuter Graf gab eine Gesellschaft und glaubte selbst zum Besuch zu sein. „Werden Sie nicht bald fortgehen“, sagte er zu einem Bekannten, „ich würde gleich fortfahren, weiß aber nicht, wo ich meinen Hut hingelegt habe.“

*) In sehr hohen Kreisen sieht man, solange sich die Gesellschaft versammelt, auch den Herrn vom Hause mit dem Hut und mit Handschuhen.

Wer den Wirth nicht mehr beim Eintritt findet, muß ihn und die Wirthin auffuchen. Ehe man diese erste Pflicht gethan, darf man nicht Platz nehmen. Lange Reden beim Begrüßen sind pedantisch und unzeitig. Im Anfang der Gesellschaft, wo beständig neue Gäste kommen, haben der Wirth und die Wirthin keine Zeit zum Plaudern. Vor der Wirthin verbeugt man sich und deutet durch eine Bewegung der rechten Hand nach vorwärts an, daß man ihr die Hand küssen will. — Einige Damen lieben das nicht, machen keine Gegenbewegung und nur eine Verbeugung. Andere geben zwar die Hand, drücken sie aber zugleich mit der Hand des Gastes abwärts, um den Handkuß abzuwehren. Zur vollständigen, nordischen Begrüßung gehörte früher *), daß die Dame ihre gefasste Hand mit der des Gastes emporhebt, so daß der Gast sich nur so weit bücken muß, um ihr den Kuß zu erleichtern. Der letztere ist nur ein fingirter. Es ist ein Moment der Annäherung der Gesichter und die Dame küßt meist die Luft oder streift berührend Wange oder Backenbart des Gastes. Unerfahrene Damen, die ihre Hand nicht emporheben, können bewirken, daß die Köpfe hart an einander fahren. Eine artige Wirthin unterhält sich im Verlauf des Abends mit allen Gästen der Reihe nach, sitzend. Nähert sich ein anderer Gast, so muß der erste ihm Platz machen. Eben das ist bei Visiten das Signal fortzugehen, es sei denn, daß man ausdrücklich aufgefordert wird zu bleiben. Das ist dann für den Neuankommenden ein Zeichen, daß er gestört hat und bald seinen Rückzug machen soll.

Gespräch. Eine Hauptregel des Anstandes in der Gesellschaft, für junge Leute ganz besonders, ist, daß

*) Jetzt küßt man der Wirthin nicht mehr die Hand. Früher aber allen Damen der Reihe nach, ob Bekannte oder Unbekannte.

man seine eigene Person so wenig als möglich bemerkbar mache. Deshalb aber darf man sich nicht isoliren. Es gibt Landjunker, die aus Verlegenheit und — Vornehmthueri sich in Gesellschaften ganz passiv verhalten und eigentlich als Zuschauer figuriren. Dergleichen stumme Personen verderben jede Gesellschaft. Eine maßvolle Theilnahme, je nach den Ansprüchen des Lebensalters und der Stellung, ist Pflicht für jeden Gast *).

Ein junger Mann muß sich wohl hüten Effect machen zu wollen. Er wird mehr gefallen durch verständiges Zuhören zu rechter Zeit, als durch Reden. Auch der jüngste hat aber das Recht, ja die Pflicht zu reden, wenn z. B. von einer Tagesbegebenheit gesprochen wird, aber vom Hörensagen, und er Augenzeuge war. Ist der Vorfall indeß der Art, daß eine genaue Relation jemanden in der Gesellschaft unangenehm berühren dürfte, dann handelt man artiger, von seiner Augenzeugenschaft Nichts zu erwähnen. Es gibt eine Menge Sprichwörter, die das Schweigen anrathen z. B.: Si tacuisses, philosophus mansisses. Es war einst nämlich in einer Gesellschaft von lauter Philosophen auch ein Hund. Da er schwieg, so bemerkte man ihn nicht; plötzlich aber fing er an laut zu bellen und einer jagte ihn hinaus und sagte zu ihm: Wenn du geschwiegen hättest, so wärst du Philosoph geblieben! Auch sagt man: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. — Alles das hat aber seine Zeit, denn zu unrechter Zeit schweigen wäre ein Verstoß in der Gesellschaft.

Von uns selbst zu sprechen ist verpönt; denn so interessant es für uns ist, so lästig ist es für Andere.

— Träume und seine eigne Krankheitsgeschichten zu erzählen ist sehr langweilig anzuhören. Aus Mangel

*) Geselligkeit ist Austausch gegenseitiger Höflichkeit, deshalb sagt der Franzose: C'est le commun de la société.

an Stoff greift man bei Staatsvisiten auch wohl dazu. In Livland z. B. galt es für peinlich, wenn während eines Besuchs eine Pause entstand, oder wenn das Gespräch ernst wurde. Deshalb schlich sich allmählig eine ganz unnatürliche Unterhaltung ein. Es galt nur 1) zu sprechen und 2) höchst heitere Dinge zu erzählen. — Den ersten Punkt erreichte man durch dick und dünn; man kam vom hundertsten aufs tausendste; man erzählte dummes und kluges; genug wenn nur der Redefluß ununterbrochen hinströmte. Dann hieß es nachher: Gott sei Dank! Keine einzige Pause! — Ja, setzte jemand hinzu, wem verdankt ihr das? Mir! Ich brachte Frau von S. auf ihr Nervensieber und nun war Stoff für eine runde Stunde da. Nun war ich sicher, daß das Weißbrod im Ofen zur Kaffezeit fertig wurde!

Den zweiten Punkt erreichte man durch — forcirtes Lachen. Man bildete sich ein, daß jeder Gegenstand, den man lachend erzählte, dadurch allein schon komisch und erheiternd wirken mußte. — Die Gesellschaft lacht wohl mit, aber das alles ist kein herzliches Lachen, sondern ein conventionelles, durch gegenseitige Verlegenheit hervorgerufen. Einer solchen forcirten Unterhaltung ist eine Unterredung mit dem ersten besten Bauer vorzuziehen. — Schon der berühmte Geologe Werner gesellte sich auf seinen Fußreisen gern zu Bauern; von denen kann man immer was lernen! sagte er.

Das Fortgehen zu rechter Zeit ist auch eine Kunst. Es gehört Tact dazu. Es giebt Menschen, die es nicht verstehen und aus Verlegenheit ungebührlich lange zum Besuch bleiben. Am geschicktesten ist es, den Moment zu wählen, wo gerade etwas Gelungenes erzählt wurde. Man deutet dadurch an, daß man trotz der heiteren Unterhaltung fortmuß. Greift man aber nach dem Gut während einer Pause, so sieht das so aus, als ob man anfängt die Gesellschaft langweilig zu finden.

Auf Bällen läßt der Wirth in Finnland Chocolate, der Wirth in Petersburg schwarzen Kaffee reichen; das ist das Zeichen für alle Gäste, daß der Ball zu Ende ist, und man sieht dann auch alle nach ihren Hüten greifen.

Man glaube nur ja nicht, daß man mit gutem Rath versehen in höheren Gesellschaften sich sofort zur eigenen und allgemeinen Zufriedenheit benehmen werde. Dazu reicht alle Theorie nicht hin; Uebung, Beobachtung und Selbstirren thut das Meiste. Letzteres, besonders wenn es mit einer kleinen Beschämung verbunden ist, fördert am besten.

Erster Eindruck. Eigenthümlich ist die Empfindung, wenn man zum erstenmale irgendwo hinkommt. Schon an der Miene kann man in großen Städten den Einheimischen vom Fremden unterscheiden. Es giebt selten Menschen, die sich überall gleich heimisch fühlen. Beim ersten Besuch ist man gewöhnlich etwas besangen, denn der erste Besuch ist eine Art Examen. Wird man sich gegenseitig gefallen? Wird man zur Wiederholung des Besuchs aufgefordert werden? Diese Ungewißheit macht uns besangen. — Wie frei fühlt man sich dagegen beim zweiten Besuch! Wenn auch nur eine ganz kurze Pause zwischen beide fiel. Ist man auf dem Lande irgendwo zum erstenmale zu Tische eingeladen, so handelt man flug, etwas früher einzutreffen und nach der ersten Begrüßung und Vorstellung sich die Erlaubniß zu erbitten, den Garten oder die Umgegend sich anzusehn. Kehrt man nun nach einer Viertelstunde etwa zurück, so ist das gleichsam der zweite Besuch und man wird jenes Gefühl von Besangenheit losgeworden sein. Aber nicht bloß der fremde Ort wirkt besangend, auch fremde Persönlichkeiten. Man sucht das Gefühl gegenseitig loszuwerden, indem man sich zu erinnern sucht, ob man sich nicht schon früher irgendwo einmal getroffen habe. Oder man spricht von gemein-

samen Bekannten oder Namensvettern oder Familien-Ähnlichkeiten. Alle solche Gespräche entspringen aus einer und derselben Quelle. Man will diese erste Zusammenkunft zu einer zweiten stempeln, um ihr jene Befangenheit zu nehmen.

Einfluß des Nervensystems Anderer auf das unsrige. In jüngeren Jahren macht uns ein Gespräch mit älteren vornehmen oder außerordentlich reichen Personen gewöhnlich sehr befangen. Wir sagen Dinge, über die wir uns nachher ärgern möchten. — Diesem Einfluß tragen nicht Alle Rechnung und beurtheilen daher jüngere Leute oft falsch. Es gibt ganz fleißige Schüler die ihr Pensum gewissenhaft lernen; aber sollen sie es aussagen, so gerathen sie ins Stocken. Dann meinen sie wohl ganz verdunst, daß sie es zu Hause gekonnt hätten. Verständige Lehrer glauben es ihnen auch und warten, bis die Nervenerregung vorüber ist. So kann man ein Musikstück tadellos für sich allein spielen, aber nicht in Gegenwart Anderer. Bei Privattheatern hilft es oft nichts, daß man seine Rolle Monatelang voraus am Schnürchen kennt. Auch hier ist der Souffleur nicht zu entbehren. Der trefflichste Schütze fehlt seinen Gegner im Duell — eben aus demselben räthselhaften Einfluß eines anderen Nervensystems. — Dieser Einfluß ist so bekannt, daß zum Beispiel Spieler in Gegenwart mancher Menschen unglücklich spielen; andere aber rufen sie herbei und bitten sie Platz neben ihnen zu nehmen, sie brächten Glück. Hat man einen Gegenstand verlegt und kann ihn nicht finden, so rufe man nur jemand herbei — in seiner Gegenwart findet man das Verlegte. — Man sucht anders! Aber warum sucht man anders? Es scheint wirklich, daß die geistigen Thätigkeiten wie die Elemente einer electrischen Batterie wirken und zwar stärker bei größerer Zahl. Glücklich, wer starke Nerven hat und in den kurzen Augenblicken,

in denen es ihm vergönnt wurde mit hohen Persönlichkeiten sich zu unterreden, so spricht, daß er ihre Gunst gewinnt. Aber die meisten Menschen, besonders diejenigen, die wenig Umgang gehabt haben, besitzen nur den sogenannten Treppenwitz (esprit d'escalier); erst wenn sie fortgehen, fällt ihnen auf der Treppe ein, was sie hätten sagen sollen.

Geistesgegenwart. Deshalb ist die sorgfältige Erziehung, das Reisen und der Besuch von größeren Gesellschaften so bildend, weil es uns an die Influenz fremder Persönlichkeiten gewöhnt. Deshalb steigen wohlerzogene Menschen besser und schneller als bloß gelehrte Leute, weil jene die Minute zu erfassen wissen und somit den Mächtigen der Erde schnell gefallen. Geistesgegenwart ist Tact. Geistesgegenwart thut Wunder. Geistesgegenwart ist in Gefahren mehr werth als ein ganzes Waffenarsenal. Und was ist denn Geistesgegenwart anders als geistiges Freisein, vollständiger Besitz, ungetrübtes Wirken der gesunden Vernunft. Um diesen Besitz sich zu sichern, halte man seinen Geist frei von der Sorge um seine eigene Person. Der Eitle, Selbstsüchtige wird in Gesellschaft nie Geistesgegenwart zeigen. Er denkt ja immerfort an den Effect, den er macht, ob sein Haar gehörig glatt ist, ob alle Knöpfe richtig sitzen, ob die Halstuchschleife in Ordnung ist u.

Anekdote. Dem Präsidenten Johnson, der früher Schneider war, sagte einer seiner Feinde einst öffentlich: Er möge sich doch nicht soviel herausnehmen; er solle nicht vergessen, daß er ihm — dem Redner — noch vor wenig Jahren einen Rock gemacht habe. — Nun? war er denn schlecht gemacht? fragte Johnson ruhig. Ein allgemeiner Beifall erfolgte auf diese denkwürdige Antwort, die eines griechischen Philosophen würdig war.

Mit Freimuth und Geistesgegenwart besiegt man die Welt.

Freimuth. Wer aus niederem Stande ist, würde unklug handeln, solches sorgfältig verbergen zu wollen. Eben so lächerlich aber wäre es, mit seiner niederen Herkunft zu prahlen und beständig davon zu reden. Ein indisches Sprichwort sagt: Aus dem Wurme entsteht Seide, Gold aus Stein, Feuer aus Holz; durch ihrer Tugend Aufgang leuchten die Braven, was geht ihre Geburt uns an?

Wir sagen zwar, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; aber dieses Wort ist von zweifelhafter Wahrheit. Es ist kaum je vorgekommen, daß der Sohn eines großen Mannes ebenfalls ein großer Mann wurde. Der Sohn eines Barons ist zwar auch gesetzlich ein Baron, aber würde er es wohl durch eigne Verdienste geworden sein? Besäße er die Eigenschaften seines Vaters, so müßte er es doch wenigstens bis zum Grafen gebracht haben. Ein Bauerssohn, der es bis zum Fachgelehrten gebracht, hat aber eine Kluft übersprungen, breiter als die vom Baron zum Grafen.

Anekdote. Ein junger, zum Rabbiner bestimmte Jude hatte den heftigen Wunsch Arzt zu werden. Mit einem Thaler und einer alten silbernen Taschenuhr verließ er Polen, ging nach Berlin, ernährte sich durch Austragen von Zeitungen, lernte in einem Jahre deutsch und lateinisch und wurde Student. Später kam er nach Rußland. Er hatte sich einen deutschen Namen gegeben, aber der orientalische Typus war entschieden und die Studenten machten sich das gewöhnliche Vergnügen und foppten und zogen ihn auf. Man rieth ihm, ganz offenherzig zu sein und aus seiner Herstammung kein Hehl zu machen. Der Erfolg war überraschend; nicht nur ließ man ihn jetzt zufrieden, sondern behandelte ihn mit Achtung.

Die Bewegung Symbolik der Seele. Jede Nation, ich möchte sagen, jeder Stand hat in Manieren, Gang und Rede — kurz in der Bewegung ein eigenthümliches Gepräge. Es giebt z. B. blonde und brünette Engländer und man erkennt doch auf den ersten Blick jeden als einen Britten. In Worten ist aber der Begriff eines Engländers schwer, ja unmöglich wiederzugeben. Das Gemeinsame, das alle haben, liegt im Ausdruck eines Gedankens, den alle besitzen. Es ist das Gefühl: ich bin ein freier Britte. — Dieses Gefühl spricht sich in allen seinen Bewegungen aus. Eben so sicher kann man jeden Juden erkennen, wenn er auch semmelblondes Haar und eine Stumpfnase hat, an seinem Grundgedanken: dem Wunsch nach Besitz. Wie wir denken und fühlen, unsere Seele, mit einem Wort, offenbart sich — uns unbewußt in unseren Bewegungen, und deshalb nennt man dieselben die Symbolik der Seele. Einen Unbekannten kann man erst dann beurtheilen, wenn man ihn gehen sieht oder reden hört. Somit ist es ein Haupttheil einer sorgfältigen Erziehung, daß man schon dem Kinde zeigt, sich seiner körperlichen Bewegungen bewußt zu werden; d. h. genau zu wissen, welchen Eindruck unsere äußere Erscheinung auf andere macht. Der fein gebildete beherrscht sich, nur in Momenten des Affects vergißt er sich und da wird das Wort wahr, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt ist.

Anecdote. Ein vollkommener Weltmann, ein Geistlicher dabei von höherem Range, ließ einst an einer Tafel, wo er als Gast saß, zufällig seine Hand herabhängen, rief aber plötzlich mit einer raschen Bewegung: Ach du Bestie! — Eine Katze hatte einen Bissen gewittert und die Hand gekrault. Der feine Mann erschrak über seinen unparlamentarischen Aus-

druck, streichelte den Kater und sagte freundlich:
Ein allerliebstes Thier! —

Es ist eben überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch der schlaueste Mensch hat unbewachte Augenblicke.

Geräuschvolle Bewegungen. Schnauben, Niesen, Gähnen, Husten und Lachen sind Geräusche und körperliche Vorgänge, die nicht unterdrückt werden können und nur dann unangenehm berühren, wenn man sie verbergen will. — Man schnaube sich gerade, indem man etwas erzählt, ganz unbefangen und wende sich ja nicht dabei ab. Erst dadurch würde diese Handlung auffallend werden. Alles wird bemerkt, was man verbergen will oder was uns selbst dabei in Verlegenheit setzt. Was man aber selbst nicht bemerkbar macht durch Verbergenwollen, das wird von der Gesellschaft gar nicht bemerkt. Hat man Schnupfen, so gehe man lieber nicht in Gesellschaft.

Anecdote. Bei einem vornehmen russischen General war ein preussischer Jäger auch zur Tafel gezogen. Es ging eine Zeit lang ganz gut, der Jäger antwortete bescheiden und gut, da deutsch gesprochen wurde *), auch aß und trank er mit gutem Anstande. Plötzlich aber fuhr er mit dem Kopf unter das Tischtuch und schneuzte sich! Er glaubte Wunder wie fein zu sein und bewies dadurch nur, daß ihm der eigentliche Begriff von Anstand fehlte.

Bor enfants terribles hüte man sich besonders; diesen macht es ein — fast dämonisches Vergnügen Fremde in Verlegenheit zu bringen.

Anecdote. Eine Dame, die sehr vorwitzige Kinder hatte, erwartete jemand zu Tisch, dem durch einen

*) Man darf bei Tisch nicht einer Sprache sich bedienen, von der man weiß, daß sie einem Gast nicht bekannt ist.

Huffschlag die Nase eingedrückt war. Sie gebot ihren Kindern sich wohl zu hüten über diese absonderliche Nase laute Bemerkungen zu machen. Der Gast erschien und während einer Pause bei Tisch sagte eins dieser enfants terribles laut: Mama, du hast uns verboten über die Nase dieses Herrn Anmerkungen zu machen; er hat ja aber gar keine Nase! —

Man muß in Gesellschaft stets Maafß halten; man darf weder das komische noch das schreckliche übertreiben, wenn man die Stärke der Nerven aller Gegenwärtigen nicht genau kennt.

Anekdote. Ein Arzt erzählte folgendes: Bei einer fürstlichen Tafel, zu der ich eingeladen war, wurde eine Menge äußerst komischer Anekdoten erzählt. Der Fürst, etwas schwach von Nerven, lachte so stark daß er plötzlich den Lachkrampf bekam. Zu meinem größten Erstaunen sah ich, daß die Kammerherrn, blaß vor Schreck, sich mitzulachen zwingen um jenes krampfhaftes Lachen des Fürsten gleichsam zu verdecken. Ich verwies es den Herren sehr nachdrücklich, und begann nun laut ein ernsthaftes Gespräch, indem ich den übrigen zuflüsterte: Nehmen Sie keine Notiz! — Das Gespräch wurde allgemein und die königliche Hoheit hatte jetzt Zeit, sich zu erholen, war aber dennoch so angegriffen, daß sie keinen Bissen weiter genießen konnte. Hätten die Herren fortgefahren zu lachen, so konnte der Krampfanfall zu einer ernsthaften Krankheit führen. Eben so vorsichtig sei man auch mit schrecklichen Erzählungen. Wir sahen einst bei Tisch eine junge Dame in Ohnmacht sinken, als jemand erzählte, ein polnischer Graf, des Lebens überdrüssig, habe seinen Kopf in eine große geladene Kanone gesteckt und diese selbst angezündet.

Nie darf man in Gesellschaften ausspeien wie die

Amerikaner. Dazu ist das Taschentuch da. Selbst im Freien thue man es nicht, weil es zur Reflexbewegung werden könnte, d. h. zu einer unwillkürlichen: das Niesen, sehr laute Schlürfen beim Essen der Suppe, das Schnucken u. gehört zum Theil zu den unwillkürlichen Bewegungen, indessen belästigt all dergleichen und man sucht es, aber sehr unbefangen und ohne sich abzuwenden, zu mäßigen durch Vorhalten des Taschentuches. Das Schlürfen hat man in seiner Gewalt. Ganz lautlos die Suppe zu essen, soll fein sein; man findet es bei Wirthschaftsmamsells. Höchst unangenehm ist es für die ganze Gesellschaft, wenn sich jemand bei Tisch stark verschluckt; es ist nämlich beängstigend. Das Verschlucken entsteht, wenn man beim Trinken das Glas sehr hoch hebt und den Kopf nach rückwärts biegt — was schon an und für sich nicht wohlansständig ist. Es ist schrecklich anzusehen, wie Wärterinnen neugeborene Kinder füttern, ohne den Kopf ein wenig zu erhöhen, dadurch verschlucken sie sich und die kleinen Lungen werden heftig angegriffen und der Keim zu Lungenkrankheiten wird dadurch gelegt.

Das Verschlucken entsteht ferner dadurch, daß man beim Trinken lacht. Sodann giebt es gewisse blättrige Speisen, Zwieback, Torten, von denen sich leichte Partikel beim Einathmen lösen und in die Luftröhre gerathen.

Nägel und Zähne. Die Cultur derselben wird in bürgerlichen Kreisen ziemlich vernachlässigt. Vom Tabakrauchen geschwärzte Zähne sind beinahe ein Kriterium aller sehr gelehrten Herren, und Trauerränder an den Nägeln gehören auch nicht zu den Seltenheiten. Ein Doctor, der Bräutigam war, wurde auf seine Tabackzähne aufmerksam gemacht. Er antwortete mit großer Naivetät: Ich habe immer geglaubt, die Zähne wären nur zum Kauen da! —

Es ist nicht rathsam die Zähne mit scharf wirkenden Substanzen zu reinigen. Eine etwas steife Bürste und Kohlenpulver nebst Quellwasser genügt. Hat man geraucht, so tröpfelt man etwas Eau de Cologne in ein Glas Wasser und gurgelt sich. Auch wird der Tabacksgeschmack schnell entfernt, wenn man etwas Löschpapier kaut und sich die Lippen und Zähne damit abreibt. Ist man längere Zeit in einem Zimmer gewesen wo geraucht wurde, so nehmen Tuchkleider einen penetranten Tabacksgeschmack an, den man durch Bespritzen mit kölnischem Wasser vernichten muß. Es ist eine Gesundheitsregel Kleider die längere Zeit verschlossen waren nicht gleich anzuziehen, sondern sie erst auslüften zu lassen. Wollene Kleider nehmen im Schrank einen absonderlichen Geruch an, der die Gegenwart eines der Gesundheit selbst schädlichen neugebildeten Stoffes anzeigt.

Man trifft mitunter Menschen die die häßliche Gewohnheit haben, sich nach der Mahlzeit Viertelstunden lang in Anderer Gegenwart das Vergnügen zu machen, die Zahnstocher zu handhaben. Das schlimmste dabei ist, wenn sie den halbgeöffneten Mund — aus Rücksicht für die Gesellschaft (!) mit der linken Hand bedecken. Dadurch wird die Procedur erst recht auffallend und unerträglich. Freilich ist es unangenehm, wenn sich etwas zwischen unsere Zähne klemmt (am häufigsten sind es Partikel und Fasern von Kalbsbraten). Man entferne dergleichen nur rasch, und bei geschlossenen Lippen.

Die Nägel lang wachsen zu lassen à la Chinoise überlasse man getrost Chinesen und Modeherrchen; auch schneide man sie nicht zu kurz ab. Der freie Rand muß etwa 1—2 Linien breit sein, damit der Nagel seine Bestimmung erfüllen kann beim Fassen mitzuhelfen. Es ist lästig anzusehen wie z. B. beim

Kartenspielen Personen, die keinen hervorstehenden Nägelrand haben, sich abquälen den gewonnenen Stich vom Tisch zu nehmen. Unter dem freien, durchsichtigen Nägelrande setzt sich nun beständig Staub ab und bildet — Trauerränder, an denen man stets unerzogene Menschen erkennt. Einen feinerzogenen Menschen kann man schon an einer Fingerspitze erkennen. Das Abkauen der Nägel ist eine Art Zeitstanz. Es gehört zu den krankhaften Erscheinungen. Wenn Darwin Recht hat, so ist es vielleicht eine dunkle Erinnerung an unsere Bärenperiode. Bekanntlich saugt ja dieses interessante Jagdthier an seinen Tazeln. Auch bemerkt man diese üble Angewohnheit bei Kindern von Jägern. So wunderbar eingerichtet und unentbehrlich uns unsere zwei Hände sind, so lästig scheinen sie zuweilen, wo sie nicht gerade beschäftigt sind. Mancher weiß nicht was er mit seinen müßigen Händen anfangen soll. Ganz rohe Menschen drehen an den Fingern herum, so daß die Gelenke knacken. Es geschieht aus Verlegenheit. Sehr viele Personen spielen mit irgend einem Gegenstande z. B. mit ihrer Schnupftabacksdose oder irgend einem anderen Gegenstande, sie ballen sich bei Tisch Brodkügelchen, nehmen andern Personen in der Unterhaltung sogar Gegenstände aus der Hand um mit denselben herum zu hantiren, ohne aber eine Ahnung davon zu haben. Semand trug in seiner Tasche ein Rollband das er in Gesellschaft stets hervorzog, herabfallen ließ und dann wieder aufrollte. Und das trieb er Stunden lang. Einige Personen fahren sich fortwährend mit allen fünf Fingern durch ihr lockiges Haar; vielleicht wollen sie hierauf aufmerksam machen, oder sie haben auch eine weiße und hübsche Hand. Militairpersonen drehen sich beständig den Schnurbart; der Eine wirbelt die Daumen übereinander, der andere spielt in der Luft Kla-

vier mit den Fingern der rechten Hand gegen die der linken. — Und alles das geschieht aus einem physiologischen Grunde. Das venöse Blut stockt häufig in den Extremitäten und belästigt das Gefühl. Durch fortwährende Muskelbewegung wird es aber weitergefördert.

Solche Reflexbewegungen sind zuweilen komisch, aber sie belästigen nicht und sind daher nicht gerade verpönt. Es gibt andere Angewohnheiten die lächerlich machen. Einige Personen lieben es beim Sprechen sich einem Spiegel gegenüber zu stellen, vor dem sie bei jedem Wort fast die drolligsten Bewegungen machen, den Hals recken, sich auf den Fußspitzen und Hacken hin- und herschaukeln und überhaupt in einem selbstvergessenen Gefühl von Wonne in die Betrachtung ihres Spiegelbildes ganz versunken zu sein scheinen. Junge Leute glauben ihren unbeschäftigten Händen Haltung zu verleihen durch ein Stöcklein oder eine Reitpeitsche an deren Knöpfchen sie fleißig nagen. Vielleicht ist das eine Erinnerung an eine Darwinsche Nagethierperiode. Die indischen Anhänger der Seelenwanderung würden sagen, daß die Seelen solcher Personen eine Zeitlang im Körper einer Maus oder eines Hamsters zugebracht hätten. Es ist wieder ein Studium, Stock und Reitgerte anmuthig zu handhaben und sie bringen den unerfahrenen Besitzer oft erst recht in Verlegenheit. Andere vergraben ihre Hände aus Verzweiflung in die Seitentaschen. Napoleon schlug sie übereinander. Das ganze Geheimniß der Anwendung müßiger Hände mit Grazie besteht in dem einfachen Satz: Denke gar nicht an deine Hände, so werden sie schon von selbst ungezwungene Stellungen und Bewegungen zeigen.

Das Haupthaar trage man nie lang wenn man ein Mann ist, nie kurz wenn man eine Dame ist.

Beides ist auffallend und daher zu vermeiden; der Mann erhält etwas weibisches durch langes Haar, die Frau etwas männisches durch Abschneiden. Junge Virtuosen tragen langes Haar um List nachzuäffen, junge Maler um Rafael ähnlich zu werden. Ich habe nicht bemerkt daß es etwas hilft!

Zu kurz scheere man das Haupthaar sich nicht. Man wird einem Moskautschen Stuzer oder einem Rekruten ähnlich.

Pomade muß man stets vermeiden und besonders wenn sie stark duftet. Sehr trockenes, widerspenstiges Haar behandelt man wohl mit irgend einer geruchlosen öligen oder fetten Substanz. Von Wohlgerüchen wende man nur kölnisches Wasser an, welches erfrischend reinigt, andere Gerüche vertilgt und selbst rasch verduftet. — Starke Wohlgerüche erregen stets den Verdacht als ob man etwas anderes dadurch bemänteln möchte. Moschus enthaltende Gerüche, z. B. Patschouli, erinnern an Typhus und Tod, und sind ganz und gar verpönt. Mit Schmucksachen treibt man in einigen Kreisen großen Aufwand. Junge Herren und Stuzer die sich an Einen Finger zehn Ringe anstecken sind meistens vom Modeteufel besessene Zieraffen. Damen die plötzlich reich wurden, Ladies und Loretten behängen sich mit Braceletts, Ketten, Uhrhaken, Stirnbändern, Chignonhaltern, Ringen, Ohrgehängen, Metallknöpfen und Schnallen, wie russische Fuhrmannspferde. Man hat bei Gewittern Angst, neben ihnen zu stehen. Wenn Jüdinnen dergleichen gern haben, so kann man sich nicht wundern; bei ihnen ist es eine Reminiscenz an das goldene Kalb. Auch erklärt man sich eine solche Geschmacklosigkeit durch eine ziemlich weitverbreitete Anschauungsweise der Damen, die Puz und Staat als moralische Eigenschaften betrachten. Sie schäzen sich gegenseitig nach der Kostbarkeit ihrer Kleidung. Ihre körperlichen Reize

müssen doch außerordentlich sein, wenn ihre Männer oder Liebhaber sie so verschwenderisch beschenken! — Ungewöhnlich häßliche Formen, Spinnen und Todtenköpfe als Busennadeln sind geschmacklos. — Jüngere Personen müßten durch nichts auffallen als durch ein artiges Betragen. Artigkeit wurde lange Zeit den Franzosen nachgerühmt, nach der Juli-Revolution ging sie aber verloren.

Anekdote. Der Graf N. Panin sah eine Frau auf dem Trottoir in Gefahr unter die Räder eines Wagens zu gerathen. Er sprang hinzu und half ihr. Sie schöpfte Athem, sah ihn an und sagte: Sie sind gewiß ein Fremder! — Weshalb meinen Sie es? — Weil ein Pariser mir nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Geschenke. In nordischen ländlichen Kreisen kommt man nie zum Besuch, ohne Schwaaren, Gartenfrüchte, eine Flasche Schmandt oder einen Braten mitzubringen. Das ist in einfachen Kreisen freundschaftlich, paßt aber nicht für höhere Verhältnisse. Da ist es höchstens gestattet selbstgeschossenes Wild dem Nachbar zu senden. Einige junge Herren glauben wohl, daß man mit leeren Händen gar nicht erscheinen darf. Bald ist es eine Photographie, bald ein Notenheft, bald eine question romaine die sie mitbringen. Mitunter ist es ja ganz angenehm, doch muß man es nicht zur Regel werden lassen. Man könnte mißverstanden werden, und in den Verdacht des Hochmuths oder übergroßer Demuth kommen. Einige prahlen gern damit immer das neueste und interessanteste zu besitzen; andere wollen damit sich selbst annehmbarer machen. Man muß von der Freundschaft der Personen, die man besucht, überzeugt sein daß schon die persönliche Gegenwart sie erfreut ohne weitere Geschenke oder Gegenstände der Unterhaltung.

Gesellschaften amüsiren. Eine ganze Gesellschaft durch Talente gefälliger Art zu erheitern ist für jüngere Personen sehr verlockend. Daher zeichnen sich viele aus als gute Erzähler, Sänger, Taschenpieler und Anordner lustiger Gesellschaftsspiele und Schwänke aller Art. Nur muß man daraus kein Gewerbe machen und überall gleich zu solchen Productionen bereit sein. Reichen, jungen Männern schadet es wenig unerschöpflich zu sein in der Bemühung eine ganze Gesellschaft zu unterhalten; ein armer Mensch darf sich aber dergleichen nur selten erlauben, weil den, der sich grün macht, die — Ziegen fressen.

Anekdote. In einer Gesellschaft in Hamburg verkleidete sich ein junger Musikus einst als Schacherjude und führte eine drollige Scene aus, die den größten Beifall der Gesellschaft hatte. Einer der Gäste, ein reicher Kaufherr machte sogleich Bekanntschaft mit dem jungen Mann und lud ihn zu einer großen Gesellschaft ein, die er einige Tage später geben wollte. — Der Musikus nahm die Einladung an und ging hin. Ach, das ist herrlich, sagte der Wirth, das ist schön, daß sie gekommen sind. Ich habe sie mit Ungeduld erwartet. Es ist auch schon alles fertig! —

Was ist fertig? fragte der Musiker etwas erstaunt.

Nun, das Rockeloor, der Zizis, die Judenmiz und die schiemen Stiebels. Kommen Sie, ich zeige Ihnen alles gleich, das wird ein herrlicher Spas sein!

Der Musiker machte sich sofort auf und setzte seine feinen Fuß zu dem Flegel. Ist man mit seinen geselligen Talenten zu freigibig, so wird man zuletzt als der allgemeine Spasmacher betrachtet. Will man weiter nichts vom Leben als sich amüsiren und in

recht viele Gesellschaften kommen, nun, dann möge man die Leute belustigen, doch erwarte man nicht, daß man dann auch zu ernsteren Dingen gebraucht werde.

Irgend ein geselliges Talent ist jungen Leuten fast unentbehrlich um in Familien Zutritt zu gewinnen, es sei denn, daß man bereits durch Geburt, Namen und Vermögen allein berechtigt ist gut aufgenommen zu werden. Der gewöhnliche Mensch aber muß mit einem Talent das Scherflein zahlen, das er als Mitglied einer Gesellschaft zu ihrer Erheiterung beizutragen die Pflicht hat.

Anekdote. Ein junger Mann kam nach Paris und wandte sich an einen Freund um durch ihn in einige Kreise eingeführt zu werden.

Du tanzeest doch? fragte ihn der Freund.

Leider nein!

Dann bist du doch musikalisch?

Ich kenne keine Note.

So zeichnest du wohl?

Leider nein!

Hast du denn gar kein Talent?

Verstehst du nicht irgend ein Kunststück, etwas drolliges, um eine Gesellschaft zu erheitern?

Ich kann mit Hilfe eines Geldstücks eine Kaze zeichnen, sagte der andere.

Zeig es mir. Hier ist ein Frank.

Der junge Mann zog mit einem Bleistift einen Kreis um das Silberstück, machte oben einen krummen Strich, setzte daran zwei Kazenohren und unten fügte er einen geschlängelten Strich hinzu.

Man erblickte eine Kaze von hinten.

Vortrefflich! dein Glück ist gemacht! — Sie gingen in eine Gesellschaft. Der Pariser wußte es so einzurichten, daß sein Freund die Kaze zeichnete. Man lachte und der Zeichner erhielt sofort eine Menge Einladungen.

Der Tanz. Das allgemeinste gefellige Talent der Jugend ist der Tanz und ein guter Tänzer erhält Einladungen in die vornehmsten Kreise zu Bällen. Wer es versteht Tänze anzuführen, gewinnt dadurch eine Position in der Welt. Er wird von allen Bällegebenden Damen gesucht und dem Hausherrn angelegentlich empfohlen; hängt doch von der guten Laune des Tanzanführers der glänzende Erfolg des Balles ab.

Manche haben sich dadurch für ihr Geschäft eine lucrative Clientel verschafft. — Leute aus einfachen Kreisen mögen sich merken, daß es nichts lächerlicheres giebt als in guter Gesellschaft ernsthaft zu tanzen. Auf Bällen darf man nicht schulgerecht tanzen. Der Tanzlehrer giebt die Touren und Tanzschritte an, aber Grazie und Ungezwungenheit kann er nicht eintrichtern. Die französische Quadrille darf nicht getanzt, sondern muß nur — besonders von den Tänzern gegangen werden. Die Hauptsache ist, fortwährend sich auf das lebhafteste mit seiner Tänzerin zu unterhalten. Auf den Tanz selbst achte man scheinbar gar nicht; man geht die Touren wie mechanisch und muß eifrig mit ganz andern Interessen beschäftigt sein, denn man gehört eigentlich ganz und gar seiner Tänzerin.

Der Contretanz ist ja nur ein Vorwand um eine Viertelstunde lang ein anmuthiges — und wegen der rauschenden Ballmusik geheim bleibendes Zwiegespräch mit seiner Dame zu führen. Der Contretanz ist ein tête a tête mitten in der Gesellschaft und in Gegenwart von Papa und Mama.

Sittliche Bedeutung der Bälle. Ein Ball ist nicht zur Leibesbewegung oder Darstellung neuer Tänze erdacht, sondern für junge Leute um sich kennen zu lernen. In der Quadrille und im Walzer besonders wird von der Jugend unbewußt durch die körperliche An-

näherung die Probe gemacht, ob sich zwei abgestoßen oder angezogen fühlen. Daher folgen auf jeden Ball immer einige Brautschaften, und deshalb lieben junge Mädchen Bälle etwa so wie der ehrgeizige Soldat die Bataillen. Somit ist ein Ball von hochsittlicher Bedeutung und eine der verständigsten Erfindungen der Gesellschaft. Es wird dadurch dem hohen Anrecht der Sympathie, oder persönlichen Neigung Rechnung getragen. Es giebt Secten die bei Heirathen das Loos entscheiden lassen und diese betrachten den Tanz als eine Erfindung des Teufels. Der Tanz kann wohl mitunter von sittenlosen Menschen mißbraucht werden, aber wird nicht jede höchste Tugend durch Uebertreibung zum Laster, ja zum Wahnsinn? — Wenn Elisabeth von Ungarn Ausfällige wusch und dann aus Frömmigkeit das Wasser trank, so ist das entschiedener Wahnsinn. Sie hätte ins Irrenhaus gebracht werden müssen, kam aber durch die Pfaffen in den Heiligenkalender. Uns scheint eine Ehe durch's Loos mit der Menschenwürde im Widerspruch zu stehn.

Auf öffentlichen Bällen hüte man sich schulgerechte Entrechats zu executiren; die Spasvögel in der Gesellschaft werden einen solchen Luftspringer umringen, ihn bewundern, ihn zu immer höheren Sprüngen anreizen und ihn so auf's ärgste lächerlich machen.

Die Unterhaltung beim Tanz. Es ist eine allgemeine Beobachtung, daß verliebte Personen sehr geistlos sich unterhalten. Wenn also ein junger Herr sich sehr kindisch z. B. vom Wetter unterhält, von der Beleuchtung oder dem glatten Parkett, oder auch nur stumm ist, so darf das Mädchen, oder seine Tänzerin nicht daraus sofort schließen, daß er geistlos ist. Er ist vielleicht — bis über die Ohren verliebt! — Am geschicktesten ist der Tänzer, der es versteht das Lieblingsthema seiner Partnerin schnell zu entdecken, aber

nicht durch directes Fragen wie jener kleine deutsche Fürst, der an Courtagen von einer Dame zur andern ging, und an jede die Frage richtete: Zeichnen Sie? was zeichnen Sie? — worauf er weiter ging ohne eine Antwort abzuwarten. Wenn man seine Partnerin erst zum Sprechen bringt, so hat man alles gewonnen; man wird in den Ruf des besten Tänzers gelangen. Und der gilt auch im Allgemeinen für's Leben.

Hauß erzählt, daß er mit einem Amerikaner Goethe besuchte. Der Dichtergreis sprach fast gar nicht, erkundigte sich aber nach amerikanischen Zuständen und ließ den Amerikaner sprechen. Nach der Visite sagte dieser zu Hauß: Goethe ist doch ein sehr interessanter Mann!

Freundschaften. Obgleich sich gewöhnlich Art zu Art, Gleiches zu Gleichem gesellt, so ist es doch ganz gut, wenn der Bürgerliche sich einen Freund aus den höheren Ständen gewinnt. Er wird von ihm in die vornehmeren Kreise eingeführt und lernt an Einem Abende mehr durch Praxis und die Winke seines Freundes als aus zehn Büchern über geselligen Anstand. Die höhere Freundschaft ist allerdings nicht auf gegenseitiger Benutzung basirt, sondern auf der Ueberzeugung von beiden Seiten, daß man einer unedlen Handlung unfähig ist.

Kleidung. Um sich in Gesellschaften frei zu fühlen, muß man körperlich nicht durch Druck oder Schmerz genirt sein. Daher mache man es sich zur Regel, — nie von Schneidern und Schuhmachern Arbeiten anzunehmen, die nicht gut und bequem sitzen. Ein Rock kann allenfalls bequemer gemacht werden, ein Stiefel nie. Gewöhnlich trösten die Schuhmacher damit, daß die Stiefel sich mit der Zeit erweitern werden; aber bei einem deutschen Stiefel ist das eine vergebliche Hoffnung. Und weshalb soll man sich peinliche Wo-

chen bereiten oder Hühneraugen anschaffen? — Die Operation derselben hat mitunter sehr böse Folgen. Deshalb erkläre man schon beim Bestellen der Stiefel, daß man sie in keinem Fall nehmen werde, wenn sie drücken. Die deutschen Schneider können es mit Franzosen und Engländern, dreist aufnehmen. In Individualisirung und Characterisirung ist der deutsche Schneider der erste in der Welt, und der deutsche Schneidergeselle ist ein Kosmopolit, denn selbst bei den Eskimos hat man deutsche Schneidergesellen angetroffen; was aber die Form des menschlichen Fußes anbetrifft, so hat die Natur dem deutschen Fußbekleidungskünstler das nöthige Verständniß entschieden versagt. Der deutsche Stiefel drückt immer. Wie man in Sachsen keine Betten findet, die sechs Fuß lang sind, selbst wenn man sie so lang beim Tischler bestellt (!), ebenso ist der deutsche Stiefel immer zu eng. Der Deutsche soll sich krümmen und der Schuh soll ihn drücken. Er ist zwar für eine halbe Ewigkeit solid gearbeitet, aber man sollte fast denken, daß alle deutschen Schuhmacher von den Hühneraugenoperateurs bestochen werden enge Stiefel zu liefern. Dagegen haben alle slavischen Völker, Russen, Polen und Letten ein entschiedenes Talent für dies Fach. Sie begreifen sogleich den Character des Fußes, und der ärmste russische Schuster wird immer Stiefel liefern die am ersten Tage so gut passen wie am letzten. Die Waare ist vielleicht nicht immer die beste, aber das ist viel verzeihlicher als die Höllequalen, die uns der deutsche Stiefel bereitet, der eigentlich ein — spanischer ist!

Anekdote. Dieffenbach hielt außerordentlich viel auf ein elegantes Aeußere, gute Equipagen, schöne Pferde und vor allem auf feines Fußzeug. Da er in ganz Berlin keine preiswürdigen Stiefel bekommen konnte, so ließ er sie aus Paris kommen und

zeigte mir einst ein solches neu angelangtes Paar. Er war sehr erstaunt, als ich sie etwas geringschätzig betrachtete und mit ihm eine Wette einging, daß man viel schönere Stiefel in Rußland mache. Ich sandte das Maas an den Schuhmacher Alfschne, einen Letten, in Dorpat um 1840 domicilirt. Dieser machte ein Paar Stiefel — zu dem mäßigen Preise von acht Rubeln. Dieffenbach war ganz entzückt. Die Stiefel paßten wie angegossen und waren von ausgezeichneteter Eleganz. Als der weltberühmte Operateur, ein paar Jahre später zu einer Consultation nach St. Petersburg berufen, über Dorpat reiste, fragte man ihn, ob er die Sehenswürdigkeiten der Universität in Augenschein nehmen wolle? — Nein, sagte Dieffenbach, das haben wir ebenso gut bei uns; aber bringt mich zum genialen Alfschne; der ist die größte Merkwürdigkeit in Dorpat. Leider traf er ihn im Verscheiden. — Wir wollen hoffen, daß Alfschne's Geist traditionell und segensreich unter der achtbaren Schuhmacherinnung in Dorpat fortlebt!

Wie Kleider und Stiefel, ebenso müssen Halsbinde und Leibwäsche vollkommen bequem sitzen; das ganze Fiasco eines ersten Auftretens hängt vielleicht von einer schlechten Schnalle oder einem falsch angelegten Knopf ab.

Hat man sich zu einem Ball neue Kleider machen lassen, so trage man sie erst vorher einige Stunden, um sich an das neue Costüm zu gewöhnen, denn jedes Neue genirt uns, wenn auch gut gemacht, doch — durch seine moralische Einwirkung.

Der Kleiderrausch. Wer zum erstenmale einen neuen Rock trägt, ist präoccupirt, er denkt, daß ihm Jedermann den neuen Rock ansieht, und in einer theils

gehobenen, theils befangenen Stimmung benehmen sich jüngere Leute, die das Vergnügen sich umzukleiden vielleicht seltener genießen, oft sehr auffallend. Sie sprechen lauter, lachen viel und wünschen offenbar sich bemerkbar zu machen. Es geht ihnen wie dem Armen der zufällig in einer Kutsche fuhr und alle Bekannte sehr freundlich grüßte und sie fragte: warum sie zu Fuße gingen? — Ich weiß mich zu erinnern, daß ich mir einen Rausch trank in Studentenjahren und Lärm auf der Straße machte, bloß weil ich einen funkelneugelneuen Mantel bekommen hatte; homo sum!

Ganz ähnliches kann man bei jungen Damen erleben. Sobald sie ein neues Kleid anhaben, sind sie wie ausgewechselt. Sie rauschen hin und her, hüpfen, coquettiren und benehmen sich als wenn sie ein paar Gläser Portwein getrunken hätten. Da es nun für junge Leute höchst wichtig ist nicht in einem solchen berauschten Zustande in Gesellschaften zu kommen, so rathen verständige Mütter ihren Töchtern, neue Kleider, die man ihnen zur Confirmation oder zu einem Ball machen läßt, schon am Tage vorher einige Stunden lang zu Hause zu tragen, damit am nächsten Tage die Gedanken frei sind und sich nicht bloß um das neue Costüm drehen.

Puhsucht. Es ist eigentlich unrecht sich über den Luxus und die Puhsucht der Damenwelt zu wundern, der Mensch ist einmal so geschaffen, daß er zwei großen Naturgesetzen folgen muß, der Sorge für das Individuum und für das Geschlecht. Hunger und Liebe hält, nach Schiller, das ganze Weltgetriebe. Man pußt sich ja nicht bloß um sich zu pußen, denn die allerärgersten Pugnarrinnen sehen zu Hause sehr erbärmlich aus. — Man pußt sich nur wegen des Wunsches, dem andern Geschlecht zu gefallen, also nach dem zweiten Naturgesetz. Muß nicht jedes Mädchen danach

streben die hohe Aufgabe ihres Erdenlebens zu erfüllen? Dem weiblichen Geschlecht ist das Puzen sowenig übel zu nehmen, als dem Singvogel das Hochzeitskleid das ihm im Frühling wächst, weil er keinen Schneider hat, bei dem er es bestellen kann. Der Eindruck von lebhaften Farben ist ja schon bei Kindern auffallend.

Anecdote. Alle Eindrücke, deren man sich aus der allerfrühesten Jugend erinnern kann, sind von allgemeinem Interesse, denn selbstverständlich bleibt nur das außerordentliche im Gedächtnisse des Kindes haften. Wer nichts erlebte, kann auch nichts erzählen, seine Kindheit war ein traumloser Schlaf. — Ist in einer Gesellschaft die Unterhaltung zu Ende gegangen, so frage man nur einen jeden nach seinen allerersten Erinnerungen und sogleich wird man eine Fülle von Erzählungen von allgemeinem Interesse zu hören bekommen. Eine Nähterin wurde einst um ihre ersten Jugendeindrücke befragt. Nach einigem Nachsinnen sagte sie: Ich weiß nur, daß ich Ruthen bekam, gerade als ich vier Jahre alt wurde.

Und weshalb bekamst du die Ruthe?

Ich hatte ein himmelblaues Kleid geschenkt bekommen, trug es den ganzen Tag über und wollte mich damit auch schlafen legen!!

Will man noch einen stärkeren Beweis haben für den angeborenen Farben- und Puzsinn des weiblichen Geschlechts? Es ist ein von Gott gegebener Trieb, der eben mitunter, wie jede Tugend, in Unsin und Wahnsinn ausartet.

Herrenkleidung. Reichen Leuten sind Halsbinden und Westen von lebhaft bunten Farben ganz gut gestattet, denn sie haben gewissermaßen die Pflicht jede Industrie zu befördern und es fehlt ihnen nicht an Zeit ihre Toilette zu „soigniren.“ Eine neue Mode

gefällt, wenn ein paar ihrer Flügelmäner sie einweihen. Ganz anders urtheilt die Welt bei Emporkommenen. Diese müßten aus dem Modernen stets das einfachste, unscheinbarste, aber solide wählen und deshalb die dunklen Farben vorziehen. Sodann ist es wieder der richtige Takt höherer Stände, der sie lehrt, in welcher Jahreszeit und Tagesstunde man in hellen Farben erscheinen darf. Es wäre ein Verstoß mitten im Winter in einer Gesellschaft zu erscheinen mit einem geblühten Halstuch. Zum Frack paßt, selbst zur Sommerzeit, nicht wohl eine bunte Halsbinde, weil es ein Widerspruch ist; der Frack ist nur bei Staatsvisiten vor Tisch erlaubt, sonst immer ein Zeichen vollständiger großer Toilette. Das bunte Halstuch gehört dagegen zur Morgentoilette. Auf einem Ball geht man in weißer Binde und schwarzer Tuchweste (Casimir) oder auch, wenn der Ball nicht paré ist, (nicht sehr groß), in schwarzer Atlasbinde und weißer Weste. Die Dienerschaft trägt weiße Binde und weiße Weste, was auch Costüm des Bräutigams ist. Letzterer trägt auch wohl eine weiße gestickte Weste und ein Vorhemd mit Spizen, auch Schuhe und hellseidene Strümpfe. Ist er jung, schön und reich, so kann er sich eben viel erlauben; im andern Falle sei er nur sauber gekleidet und feierlich, also in schwarz und weiß. In neuester Zeit kleidet man, besonders bei Ausfahrten, den Diener ganz modisch und selbst zeichnet man sich durch Einfachheit aus. Auch reitet man nicht auf seinem besten Pferde, sondern läßt es vom Reitknecht besteigen, um es besser beobachten zu können. In heißen Sommern trägt jeder Engländer einen Regenschirm, um sich gegen die Sonne zu schützen. Eben so geht der russische Bürger am Sonntag stets mit einem mächtigen, rothen oder blauen Regenschirm aus, nie aber mit einem Stock, den als Symbol des Scepters nur Herren und Priester führen.

Ein geicheuter Mann wird nie durch seine Kleidung auffallen wollen. Bei ihm ist der Geist die Hauptsache. Er wird das Produciren der allerneuesten Moden gern solchen Personen überlassen, die eben nichts anders in der Welt zu thun haben, als dem Cultus des Ich's zu fröhnen. Man gönne solchen Sklaven der Mode ihre eingebildete hohe Weltstellung. Auf dem Lande erscheint man zur Tafel im schwarzen Rock. Das Morgencostüm liebt man ganz einfarbig, aber heller nüancirt je nach dem Alter. Zu einem dunklen Rock passen helle Beinkleider, aber nicht umgekehrt. Im Sommer trägt man leichte, helle Gewebe wegen der Hitze und weil schwarze Farben das Sonnenlicht einfangen.

Wer nicht vermögend ist und sich nicht viele neue Kleider anschaffen kann, muß jedenfalls auf saubre Wäsche und Fußzeug halten. Dadurch unterscheidet man sich von Emporkömmlingen, die mit einem neuen Rock und einer goldnen Uhrkette glauben elegant zu sein, während die Wäsche und das Fußzeug in lamentablem Zustande bleiben. Es erinnert dergleichen an die Ideen der Neger, denen es schon genügt, irgend ein europäisches Kleidungsstück zu tragen, um sich einzubilden, daß sie vollkommen costümirte sind. So fand ein Reisender einen Negerkönig mit nichts als einem Frack bekleidet; der erste Minister erschien in einem Hemde ohne Ermel, die er einer seiner Frauen verehrt hatte, der zweite Minister hatte eine alte Angströhre aufgesetzt und die Königin präsentirte sich mit einem aufgepannten Regenschirm!

Damenkleidung. Alle widersprechenden und schreienden Farben und auffallende Muster vermeidet eine Dame von der Gesellschaft. Einem gebildeten Auge gefällt an der Damenkleidung jede nüancirte, gebrochene, gemischte Farbe. Das reine Roth, Blau, Grün

oder Gelb paßt nur für Kinder und ist auch bei ihnen lieber zu vermeiden, um ihren Farbensinn frühzeitig zu regeln.

Vom Sitzen. Einige Personen von niederer Herkunft wagen es in Gesellschaft gar nicht, sich bequem zu setzen. Sie nehmen nur eine kleine Ecke des Stuhls ein und sitzen sehr weit vom Tisch. Das ist beängstigend und kann leicht damit enden, daß man umfällt. Ebenso gefährlich ist das Schaukeln mit dem Stuhl. Wir haben es erlebt, daß ein lebhafter Student mit seinem Stuhl umschlug und unter der Crinoline einer corpulenten Dame verschwand und sie fast zu Tode erschreckte.

Ist man in einem Hause als Gast, so vergesse man nicht, daß man zur Gesellschaft gehört. Man setze sich daher fest hin, indem man den Körper gleich weit vom Tisch und der Stuhllehne hält. Man strecke seine Füße nicht weit aus und schaukle auch nicht das eine Bein auf dem andern. In einer hochmüthigen Gesellschaft mag es vielleicht ganz gut aufgenommen werden, wenn ein Gast von niederem Range beständig merken läßt, daß er von der hohen Ehre ganz zerknirscht ist; in einem gebildeten Kreise fällt aber dergleichen Submission lästig.

Regeln beim Essen. Hat man Thee oder Kaffee getrunken, so setzt man die Tasse einfach fort, trage sie aber nicht erst absetzen. Auch kehre man die Ober- tasse nicht um, wie vor Zeiten geschah, gebe auch nicht mit dem Theelöffel ein Zeichen, daß man nicht mehr trinken will, (durch Querlegen oder in die Tasse stecken). Das alles gehört in niedere Kreise. In den höheren Kreisen sorgt die Dienerschaft für Erfrischungen und man hat daher nicht nöthig ihnen die Mühe vergeblichen Einschenkens zu ersparen.

Hat man bei Tisch Löffel, oder Messer und Gabel benutzt, so lasse man sie auf dem Teller liegen. Nur

in kleinen Verhältnissen legt man sie neben den Teller. In es gibt Häuser wo eine Magd umhergeht, die Messer und Gabeln abwischt und wieder hinlegt. — Es ist dies ein Mittel um allen Gästen den Appetit zu nehmen.

Messer und Gabel zu kreuzen oder den Löffel umgekehrt hinzulegen ist altmodisch. In jedem ordentlichen Hause muß der Diener augenblicklich den Teller fortnehmen, sobald der Essende fertig ist. Es sieht schrecklich aus, wenn auf einem Tisch ein Teller mit Resten lange stehen bleibt. Man halte Messer und Gabel so ungenirt und leicht als möglich, nie mit hochgehobenem Ellbogen, wodurch unerfahrene Personen zu sehr lästigen Nachbarn werden. Der Ellbogen muß immer nach unten gewandt sein: den Daumen legt man auf das breite Obertheil des Löffels und zwei Finger an die Unterseite. Auch führe man nicht den Löffel von vorn mit der Spitze senkrecht zum Munde, weil man dabei den Stiel sehr hoch heben muß, was ungeschickt aussieht. Man führe den Löffel mit der Breitseite an die Lippen, da braucht man nur den Stiel etwas um seine Achse zu drehen. Messer und Gabel umfaßt man oben mit dem Handteller, während der Zeigefinger ausgestreckt auf dem Rücken dieser Instrumente ruht und drückt und federt. — Man darf nicht zwischen den Gängen Brod kauen. Es geschieht häufig bei Kindern und jungen Leuten theils aus scrophulöser Eßbegier nach proteinhaltigen Speisen, theils aus Verlegenheit. Halberwachsene müssen doch gewöhnlich bei Tisch schweigen und zuhören und da verfallen sie auf das Brodkauen um doch etwas zu thun. Es sieht aber sehr drollig aus, wenn alle Welt vom Essen ausruht und ein Einziger laut noch immerfort. Deshalb beeile man sich mit dem Essen, um nicht ganz allein nachzubleiben. Eine gute Wirthin läßt daher

von derselben Speise mehrere Schüsseln herumreichen, damit die ganze Gesellschaft so ziemlich zu gleicher Zeit fertig wird. Auch kommt sie einem kleinen verlegenen Gast, der nicht fertig geworden, dadurch zu Hülfe, daß sie selbst langsamer ißt.

Halberwachsene stumme Gäste stieren auch gern herum und scheinen für die Gespräche ganz Aug und Ohr zu sein. Nun lassen sich aber ältere Personen bisweilen bei Tische gehen, und vergessen wohl auch die Gegenwart der Jugend. Diese muß in solchen Fällen Tact besitzen und nicht gar zu neugierig Theil nehmen. Man muß in Gesellschaften meist aufmerksam sein, zuweilen aber machen, als ob man taub sei. Beim Trinken sehen einige Personen ins Glas, andere über den Rand weg, und sie wissen es nicht einmal, wie sie zu trinken pflegen. Besser ist es beim Trinken die Augenlider niederzuschlagen und das Getränk zu beobachten, denn es könnte eine Fliege hineingefallen sein und es sieht auch besser aus, als wenn man umherstiert mit weit geöffneten Augen und das Glas und den ganzen Kopf dabei noch gar im Kreise zu allen Sprechenden dreht. Das zeigt nur einen neugierigen und dummlichen Charakter an. Hält jemand eine Rede bei Tisch, so wäre es höchst unschicklich nicht aufmerksam zuzuhören. Macht jemand von der Gesellschaft Musik, so darf in dem Zimmer kein Wort gesprochen werden. Ein gut geschulter Diener wird nicht während einer Arie u. mit Erfrischungen kommen. In einem Concert tritt man, wenn man gebildet ist, nur während der Pausen in den Saal. Leider ist in manchen Kreisen Musik nur das Zeichen einer losbrechenden allgemeinen Unterhaltung. Man läßt Musik machen wegen des Geräusches das nun jeder benutzt um mit seinem Nachbarn ungehört plaudern zu können. Musik ist eigentlich nur dort am Platz, wo Personen zusam-

men kommen, die sich nichts zu sagen haben. Bei guten Freunden, die sich treffen und hundert Dinge zu sagen haben, ist Musik, bei der man schweigen muß, höchst lästig. In dem Fall läßt man Tänze spielen und die Jugend tanzen. Dann freilich ist die Unterhaltung durchaus erlaubt.

Wenn man Speise nimmt, so wähle man nicht lange in der Schüssel, weil noch andere warten, weil die Schüssel doch nur den Nachbar genirt, weil man nicht große Eßbegierde zeigen muß und weil das Wählen grob gegen die Wirthin ist, indem es anzeigt, daß in der Schüssel auch schlechte Stücke sind. Der Zweck bei einem Gastmahl ist nicht allein das Essen, sondern eine viel höhere Demonstration in geselliger Beziehung. Erpichte Gourmands, Bieleesser, wohl zu unterscheiden von Gourmets, Feinschmecker, werden ja auch nur eingeladen, um vielleicht die tiefere Absicht des Mahls zu verbergen.

Was von Hand zu Hand herumgereicht wird, — in kleineren Kreisen und Verhältnissen — darf man ja nicht bei sich stehen lassen, sondern muß es sogleich nach rascher Benutzung weiter reichen. Es sieht abscheulich aus, wenn man sich Minuten lang Zucker auf Früchte streut, bis jede Beere weiß geworden. Da auf modernen Tafeln vor jedem Couvert eine Menge von Gläsern und Pokalen steht, so muß man nicht zu lebhaft Bewegungen machen, denn ein hochstieliges Glas ist leicht umgeworfen. Dergleichen ist für die Wirthin weniger unangenehm, als für den Ungeschickten, der aber wohl thut nicht viele Entschuldigungen zu machen, sondern höchstens ärgerlich auszurufen: vive l'adresse. Es ist Pflicht der Wirthin die Sache mit einem Scherzwort abzumachen.

Anecdote. Vor vielen Jahren gab ein Advocat in Reval, Namens Ahlbaum, einen Ball, auf dem ein

junger Herr das Unglück hatte einen großen Wandspiegel mit dem Ellbogen zu zertrümmern. Damals hatten die Spiegel keine Bortische und so war ein solches Unglück ganz häufig. Der junge Mann war in größter Bestürzung, aber der Wirth sagte lachend: „Der Spiegel zeigte falsch, ich habe ihn schon längst zerschlagen wollen. Sie haben mich nur der Mühe überhoben.“ Durch diese chevalereske Artigkeit wurde Ahlbaum in den Traditionen der Nevalenser unsterblich.

Richelieu war ein Freund von kostbaren Uhren. Einmal zeigte er zwei einem Herrn, der sie in die Hand nahm und beide fallen ließ. Ganz erschreckt machte er viele Entschuldigungen, Richelieu aber sagte lachend: „Trösten Sie sich, nie sah ich die Uhren so gleich gehen!“ (Consolez vous, jamais je ne les ai vu aller si bien ensemble.)

Kommt man zu Bekannten, während sie noch bei Tisch sitzen, und wird ersucht ins Speisezimmer zu treten, so weigern sich Personen von wenig Lebensart und sagen, sie könnten ja warten. Dies soll fein sein und ist beleidigend. Es drückt die Vermuthung aus, daß es ein kärgliches Mittagmahl sein könnte, das man dem Fremden nicht gern zeigt.

Die Suppe darf man nie weiter geben aus vermeintlicher Höflichkeit, eben so wenig wie einen Teller mit Speise der uns gebracht wird; denn das hieße besser wissen wollen was sich schickt als die Wirthin. Auch darf ein Gast nie der Dienerschaft befehlen und sie mit der Schüssel zuerst zu andern gehen heißen, denn der Diener hat ja seine Befehle und diese umändern zu wollen wäre unhöflich, und selbst angenommen, daß der Diener eine Ungeschicktheit begeht, so kommt es einem Gaste nicht zu, diese zu releviren. Aus Artigkeit aber wartet man wohl etwas mit dem

Zulangen, bis auch der Nachbar versorgt ist, so daß man gemeinschaftlich anfangen kann.

Bei Tische sitze man heiter da, und nicht ängstlich und stumm. Es ist ein Verstoß durch ein solches Benehmen zu zeigen, daß man sich nicht recht am Plaze fühlt. Man setzt dadurch Gäste in Verwunderung und bringt den Wirth in Verlegenheit. Fehlt einer Nachbarin etwas, Brod oder ein Messer u., so springe man ja nicht vom Tisch auf, sondern gebe dem Diener einen Wink das nöthige zu bringen. Fällt aber etwas unerwartetes vor, müssen z. B. Fenster rasch geschlossen werden wegen eines heraufziehenden Gewitters, so kann man sich ganz wohl von seinem Sitz erheben, um gegen die Damen oder älteren Personen die Pflicht der Artigkeit zu üben. Thut man aber, was dem Diener zukömmt, so wird dem Wirth dadurch ein mittelbarer Vorwurf schlechter Bedienung gemacht. Gegen die Dame, die man zu Tisch geführt hat, muß man sehr aufmerksam sein, sich erkundigen was sie trinkt und ihr das Verlangte verschaffen, wobei man nicht ängstlich selbst weit greifen muß, sondern seine Nachbarn ersuchen kann das nöthige zu reichen.

Gießt man selbst ein, so geschehe dies nie über die Hand. Der Nachbarin links schenkt man also mit der rechten Hand ein, der Nachbarin rechts mit der linken Hand; auch reicht man nie etwas seiner Nachbarin links hinüber mit der linken Hand, weil man ihr dadurch die Rückseite präsentiert; man muß dabei immer zu ihr gewandt bleiben. Dieselbe Regel gilt auch beim Hutabnehmen. Steht der zu Grüßende links, so grüßt man mit der rechten Hand, und umgekehrt mit der linken, sobald der andere rechts steht.

Pflichten des Wirths und der Wirthin. Nie flüstere man dem Diener etwas leise in's Ohr; Heimlichkeit paßt überhaupt nicht in Gesellschaft. Auch

muß der Wirth nie aufstehn; es beängstigt die Gäste wenn Wirth und Wirthin zu eifrig sind. Wer aber eine Rede hält, steht auf und verlangt Gehör, indem er auf den Tisch klopft. Wird ein besonderes Fest gefeiert z. B. ein Geburtstag, so steht man auf, wenn es eine ältere Person ist und geht mit seinem Glase zu ihr, um anzustoßen und zu gratuliren. Man darf gegen seine Gäste keinerlei Entschuldigungen machen, weil es belästigt. Was man hat, dies giebt man eben. Scheint eine Speise sehr zu munden, so giebt man dem Diener einen Wink, die Schüssel nochmals zu reichen. Doch geschieht das nicht bei großen Tafeln. Ein vornehmer Gast verlangt wohl selbst noch, um der Wirthin über eine gelungene Schüssel ein Compliment zu machen. Vom Essen selbst zu sprechen ist mit Maaß erlaubt. Kein Gegenstand darf in Gesellschaft erschöpft werden; man hält sich anmuthig an der Oberfläche der Dinge. Diese Kunst ist den Franzosen sehr geläufig. Sie haben das „causer“ vor den übrigen Völkern voraus. Bei den Deutschen versteht es nur der Adel. Der Gelehrte will alles nur erschöpfend behandeln und wird dadurch leicht doctrinair und langweilig. — Wir wollen nicht in diesen Fehler verfallen und verschweigen daher eine Menge von Regeln, eben um nicht zu langweilen!

Doch bemerken wir noch, daß man nach Tisch nicht nöthig hat, seinen Stuhl fortzustellen, das kommt nur in spießbürgerlichen Verhältnissen vor.

Derjenige wird gern bei Tisch gesehen, der geschickt ein neues Thema aufs Tapet bringt, sobald er bemerkt, daß ein Gegenstand der Unterhaltung zu ermatten anfängt; daher erzähle man nicht Neuigkeiten vor Tisch, sondern behalte sie hübsch bei sich, um sie bei Tisch, wenn Windstille droht, zu rechter Zeit anzubringen.

Was darf man mit den Fingern essen? Alle

nassen Speisen darf man nie mit dem Finger berühren. Ausnahmen sind Spargel, sodann Artischocken. Man blättert sie mit den Fingern ab, weil sie, mit dem Messer berührt oder gar geschnitten, sogleich ein schwärzliches Eisenorydul bilden. Man taucht die fleischigen Parthien der Blätter in die Sauce, die man sich neben der Artischocke auf den Teller genommen hat und zieht dann den befeuchteten Rand durch die Lippen und Zähne. Dann entfernt man vorsichtig mit Messer und Gabel den Bart vom Fruchtboden, und ist diesen mit der Gabel. Krebse öffnet man mit Hülfe des Messers und der Finger allein.

Nach diesem Gericht wäscht man die Hände und reibt sie mit feinem Tischsalz, welches den Krebsgeruch und alle Feuchtigkeit an sich zieht.

Confecte ist man natürlich mit den Fingern, ebenso die meisten Früchte, aber auch manche Kuchen, wie die in Dütenform mit Schmandtschaum gefüllten; ältere Gourmets lassen es sich auch nicht nehmen Wild mit den Fingern zu essen. Zuckerzangen sind außer Mode, denn sie wollen doch eigentlich sagen, daß die Gäste keine sauberen Hände haben.

Anekdote. Vor längeren Jahren trank ein Engländer bei der reichen Frau von W. in Riga Kaffee und nahm sich den Zucker dazu mit der bloßen Hand. Fr. von W. befahl dem Diener den Zucker aus dem Fenster zu schütten und anderen zu holen. Dies war von der übermüthigen Frau unrecht, denn mit Ausländern, die unsere Sitten nicht kennen, darf man es nicht genau nehmen. Der Engländer trank seinen Kaffee ruhig aus und warf die Tasse hinter dem Zucker hinterdrein zum offenen Fenster hinaus! — Meine dresdener Tasse! rief Fr. v. W. außer sich. Der Sohn Albions sah sie ganz naïv

an und sagte nur: *Moi penser, á Riga on jette tout dans la roue!*

Zum Kaffee nach der Mahlzeit nehme man nie Schmandt, wenn man seinen Magen schonen will. Denn der Kaffee ist ein Mittel, um die viele in den Speisen enthaltene Milch zu verarbeiten. Gießt man nun die nahrhafte und fette Sahne zum Kaffee, so verhindert man dessen hygienische Wirkung und beweist zugleich, daß man nicht recht satt geworden ist. Die Franzosen nennen es „Vandalisme!“ Auch giebt man in feinen Kreisen den Kaffee nur zu halben Tassen, weil er eben nicht als Nahrungsmittel gereicht wird. Der Kaffee schwarz getrunken vertilgt auch allen Nachgeschmack des Desserts. Auf dem Continent herrscht in höheren Kreisen meist die französische Küche. Die englische ist schwer und viel zu gewürzt; die deutsche ist zu reich an Mehlspeisen. z. B. an Klößen. Die italienische hat manche gute Seiten, ist aber etwas zu fett und ersetzt die Butter durch Del. Die spanische liebtlauch und die Butter wird in Gedärmen wie Wurst geliefert. Die schwedische Küche, die noch in den Ostseeprovinzen herrscht, ist überreich an Sahne und Zucker. Ihre Wildsauce ist unendlich schmackhafter als die französische, wird aber aus reinem Vorurtheil auf feinen Tafeln nicht gelitten. Den Salat macht sie mit Schmandt und Zucker an, ein Greuel für den Feinschmecker.

Am besten nimmt man zum Salat feines Del, sehr reichlich, äußerst wenig oder gar keinen Essig, Pfeffer, Salz, ein Gelb vom Ei, Senf und einen Eßlöffel Rothwein. Junge Herren erboten sich gern in Familienkreisen dazu, den Salat zu bereiten und wenn es gelingt, so beweisen sie, daß sie viel in höheren Kreisen gelebt haben. — Die russische Küche ist in Zubereitung von Fastenspeisen und Eis aller Art be-

rühmt, sie hat den Vorrang vor allen andern durch einige Landesproducte, ausgezeichnete Fische, das russische Rebhuhn und den frischen Caviar, den schon Shakspeare preist. — Bei Gelegenheit des Salatmachens ist ein Umstand zu erwähnen, der noch nirgends verzeichnet wurde. Wer ihn bereitet, darf dabei nicht sprechen. Nicht etwa aus jenem Grunde, der bei Hebung eines Schazes Schweigen verlangt, sondern weil die Sonne dabei auf den Salatkünstler fallen und verrathen könnte, daß beim Sprechen immer eine Menge leuchtender Punkte aus dem Munde sprühen und auf den Salat regnen, was dann allen, die es bemerken, den Appetit rauben würde.

Nachträgliches über Geschenke. Darf ein junger Herr einer jungen Dame Geschenke machen? Eigentlich nur Blumen, die nie refüsirt werden. Ein Betteljunge darf einer Fürstinn eine schöne Rose überreichen und sie wird sich nicht weigern sie anzunehmen. Man darf eigentlich nur Dinge schenken, die der andere nicht für Geld sich verschaffen kann. Habe ich z. B. einen See, in dem eine bestimmte Fischgattung ganz allein vorkommt, so kann ich davon meinem Nachbarn senden; eben so außergewöhnlich schöne Obstsorten. Ein Jäger kann seinem Nachbar selbst geschossenes Wildpret senden, aber nie in dem Fall, wo er von ihm grade einen Dienst erwartet. Das sähe wie eine Bestechung aus. Einer jungen Dame kann man wohl einen schönen Vogel oder eine Naturseltenheit überbringen, auch eine selbstgefertigte Zeichnung, mit Einem Wort, was nicht gekauft werden kann, was keinen Preis hat. In letzterem Fall wäre es nichts besser als ihr Geld zu bieten.

Das bekannte Spiel „Bielliebchen“ kann nur unter genau Bekannten vorgenommen werden. Der Herr darf seinen Wunsch „zu verlieren“ ja nicht zu offen

darlegen. Der Geist dieses Spiels verlangt einen längeren Kampf.

Kartenspiel. Spielt man mit Damen, so suche man anfänglich recht stark zu gewinnen und verliere zuletzt allmählich, so daß das Resultat Null ist. Das ist der feinste Ausgang.

Setzt man sich mit reicheren Personen zum Spiel, so thue man es nicht ohne sehr gut bei Casse zu sein. Denn ist das Spiel für uns zu hoch, so spielen wir ängstlich, im Fall wir glauben mehr verlieren zu können als wir bei uns haben. Hat man kein Geld bei sich, so erkläre man es ganz unbefangen gleich im Anfang des Spieles und bitte um Credit.

Beim Kartengeben werfe man die Karten so, daß keiner seine Hand sehr weit ausstrecken muß, um seine Karten zu erreichen. Ist man im Verlust, so bemühe man sich die beste Laune zu zeigen. Beim Gewinn aber sei man still.

Nachtrag.

(Anekdoten und Aphoristisches.)

Feine Ironie. Der russische Reichs-Canzler Graf Besborodko war einst im Lesen eines wichtigen Papiers vertieft. Hinter seinem Stuhl ging einer seiner Verwandten hin und her, ein Mensch von wenig Takt, der sich die Zeit damit vertrieb Fliegen im Fluge zu haschen. In seinem läppischen Eifer kam er einer kostbaren Vase zu nahe; sie stürzte zu Boden mit entsetzlichem Getöse und zerbrach in tausend Trümmer. Angstvoll schaute der Unbesonnene auf den Minister, dieser lehrte sich aber nicht einmal um, sondern sagte nur lakonisch: Hast du sie? — das kurze poi-mal? ist noch viel drastischer. — Gefangen? Erwischt? —

Eine gute Lehre. Der Fürst Potemkin, der Taurier, eine der riesigen Gestalten des Riesenreichs aus dem 18. Jahrhundert, hatte Perioden, wo er der Boa gleich wie leblos erschien. Ueber neuen Plänen brütend lag er wochenlang auf seinem Divan, scheinbar mit nichts beschäftigt, als mit Edelsteinen, die er spielend in die Luft warf und mit dem Munde auffing. In solchen Perioden stockten alle Geschäfte im Kriegsministerium, weil er nichts unterschreiben wollte und Niemanden empfing. Der Director der Kriegscanzelei war einst schon der Verzweiflung nahe, als sich ein junger, hübscher, aber einfältiger Beamter dazu erbot, die Unterschrift des Fürsten zu schaffen. Der Director übergab ihm eine verschlossene Mappe mit wichtigen Papieren und unser junger Stuzer, Archipp Theophilactowitsch Lappkin begab sich in's Palais Potemkins. Hier wartete er in einem Vorsaal, benutzte einen günstigen Augenblick, schlüpfte in die inneren Gemächer und gelangte durch eine Tapetenthür in Potemkins Schlafzimmer. Wer ist da? rief der Fürst erstaunt.

Archipp Theophilactowitsch Lappkin, Euer Durchlaucht zu dienen! sagte der Stuzer mit süßer Stimme. Was bringst du?

Papiere, Ew. Durchlaucht, zur Unterschrift.

Potemkin sah ihn an. — Ein heiteres, pausbäckiges, selbstzufriedenes Gesicht.

Schön! sagte Potemkin, stand auf, setzte sich an den Schreibtisch, öffnete mit seinem Schlüssel die Mappe, unterschrieb eine Masse von Papieren sorgfältig, verschloß die Mappe und verabschiedete den Boten mit gnädigem Lächeln. — Spornstreichs rannte der Ueberglückliche zum Director und rief triumphirend: Gelungen! — Der Director öffnete die Mappe, warf einen Blick auf die Papiere und sprang wie rasend in die Höhe!

Potemkin hatte alle Papiere unterzeichnet mit: Archipp Theophilactowitsch Lappkin!

Alles mußte von neuem geschrieben werden.

Diese Lehre war für den eingebildeten Zierbengel zehnmal empfindlicher, als wenn ihn Potemkin einfach hätte zum Teufel gehen heißen. Dieser Zug von ironischer Kaltblütigkeit aber ist auf die Nachwelt gekommen.

Man leitet nicht selten einen Tadel ein mit den Worten: Nehmen Sie es mir nicht übel — aber Dieser Eingang ist es gerade, den man bei jedem, auch gutgemeinten und anständigen Tadel übel nehmen könnte. Denn in diesen Worten liegt ja das Geständniß, daß man eigentlich nicht das Recht hat zu tadeln. Muß man tadeln, so lasse man den Eingang fort und kleide seine Worte in eine milde Form. So kann man seine Bemerkung allgemein halten und statt des directen Sie das Wort man gebrauchen, zuweilen kann man sich selbst mit hineinziehen und sagt: Wir müssen, statt: Sie müssen. — Doch muß man es verstehen diese Form richtig zu verwenden. Ein Lehrer sagte zu einem faulen und widerspenstigen Jungen: Wir müssen klüger werden!

Ach, seufzte der Schüler, das hofft ja die ganze Schule längst!

Das erste, was man einem willkommenen Gast anbietet, ist: Platz zu nehmen, wodurch man anzeigt, daß der Gast uns nicht stört. Je vornehmer der Wirth ist, desto weniger wird er diese Artigkeit unterlassen z. B. Künstlern oder Gelehrten gegenüber, die der reiche Handelsherr gewöhnlich stehend zu empfangen pflegt. Je vornehmer man ist, desto artiger ist man, was auch an der Dienerschaft sofort bemerkbar wird.

Bei Durchmärschen von Truppen suche man daher immer den Obersten oder Officiere von hoher Familie zur Einquartirung zu bekommen. Die Artigkeit der Bornehmen bildet noch keine Vertraulichkeit, sondern gilt als Leutseligkeit. Jeder Emporkömmling aber will seine Stellung vertheidigen; er ist dabei steif und zugeknöpft gegen Personen, die ihm nicht gleich sind an Vermögen, weil diese von ihm Artigkeit als Pflicht begehren könnten.

Es folgt daraus, daß es viel angenehmer ist ein alter Feudalbaron zu sein als ein neuer Geldbaron, denn der erstere darf sich viel mehr Freundlichkeit und Herzlichkeit erlauben.

Das Gähnen ist dreierlei Art. Man gähnt entweder aus Langerweile oder aus Nervenauflregung oder durch Reflexbewegung („Ansteckung“).

Im ersten Falle verbirgt man es gern, um die Gesellschaft nicht zu beleidigen; aber das Verbergen ist gerade verrätherisch und gelingt nie; man erkennt das Gähnen dann an krampfhaften Muskelbewegungen und Zwinkern der Nasenflügel, man gähnt durch die Nase.

Wer aus Nervenregung gähnt, wie zum Beispiel ein überglicklicher Bräutigam, verbeißt das Gähnen nicht, denn er amüsiert sich ja gerade herrlich und gähnt mit — gutem Gewissen. So gähnen Personen, die sich nach langer Zeit spät in der Nacht wiedersehen und sich vor interessanten Gesprächen gar nicht trennen möchten. Sie fühlen nicht die geringste Langerweile, gähnen aber beständig; da ist es rein körperlich. Die dritte Art wird durch Gedankenassociation hervorgerufen — und ist Reflexbewegung. Schon die Betrachtung des geschriebenen Wortes: Gähnen ruft diese krampfhafte Expiration hervor. Deshalb ist auch das Gähnen ansteckend, beinahe so wie das Lachen.

Das Lachen ist in größerer Gesellschaft viel leichter erregt, als zwischen zwei Personen. Deshalb sagt Goethe: Ein Mann, der sich behaglich mitzutheilen weiß, der wünscht sich einen größeren Kreis, um ihn gewisser zu erschüttern.

Der Anekdotenerzähler, der auf Lachende rechnet, muß daher warten, bis mehrere zusammen sind. Dann ist sein Erfolg sicher.

Es gibt witzige Bemerkungen, die heißende Thränen dem Erzähler selbst hervorlocken, während die ächten Freudenthränen süß sind.

Erstere scheinen dann zu entstehen, wenn wir Jemand witzig schmeicheln und uns dessen schämen.

Steht einem nach rascher Bewegung oder Anstrengung der Schweiß auf der Stirn, so trockene man diesen unbefangen ab, ohne sich etwa umzuwenden und gar um Entschuldigung zu bitten. Dies ist unpassend. Durch solches Feinsseinwollen beweist man gründlich, daß man den wahren Zustand gar nicht kennt.

In Gegenwart einer vornehmen Person dürfen Geringere nicht so vertraulich mit einander thun, wie sie es unter sich gewohnt sind. Statt sich etwa die Hand zu schütteln, genügt ein freundlich grüßender Blick.

Anekdote. Im Jahre 1855 wurden im Kriege einige Engländer gefangen genommen. Jeder erhielt einen Kosaken zur Begleitung und so reisten sie nach Petersburg. Unterwegs traf sie der Großadmiral, unterhielt sich mit ihnen und fragte einen der Engländer, wie er mit seinem Kosaken zufrieden sei. Der Engländer, eine ächte derbe Theerjacke, schlang seinen rechten Arm plump liebkosend um den Hals des Kosaken und rief lachend aus: oh, das ist ein recht guter Junge! — Hierauf fragte

der Großfürst den Kosaken, wie er mit dem Engländer auskomme. — Ich kann nicht klagen, sagte der Kosake, ärgerlich über die unschickliche Umarmung — aber wie Ew. Hoheit bemerkte — er ist ungebildet! — Offenbar hatte der Kosake mehr Takt als der Engländer, der Sohn der Natur und englischer Derbheit.

Es schießt sich nicht Jemand nach seinen Einnahmen zu befragen.

Anekdote. Salomon Heine gab seinem Freunde dem Baron Ludwig Stieglitz einst ein splendides Diner. Als die übrigen Gäste sich schon zerstreut hatten, ließ Heine einen exquisiten Portwein kommen, rückte seinem alten Freunde näher und sagte in weinselig gerührter Stimmung:

Na — heere — Ruhdewig, sag mer doch, wieviel hast D'denn?

Stieglitz lachte pfeffig und flüsterte Heine in's Ohr: Na, dir will ich es sagen: Mehr als Du!

Es ist altmodisch und lächerlich vor einer Thür über den Vortritt lange Complimente zu machen. Meistens geht man jetzt im Gespräch hindurch, ohne weitere Bemerkungen. Wer der Thüre näher stand, geht durch indem er zu der nächstfolgenden Person sich wendet und spricht. Bleibt der vornehme stehen, so muß der andere dem Wink sogleich folgen und vorangehen.

Zwei vornehme Herren gingen einst zur Tafel bei Ludwig XVIII. Sie kamen im lebhaften Gespräch begriffen an die Thür des Speisesaals. Der kleinere Herr, in straffer militairischer Haltung und mit einer weltbekannten großen und gekrümmten Nase blieb stehen und gab dadurch dem andern Herrn von hocharistocratischem Gepräge und riesenhaftem Buchse das Zeichen

daß er vorangehen möchte. Der kleinere Herr war Seine Herrlichkeit der Herzog von Wellington, der Sieger von Waterloo, der riesige Mann war der Graf Nikita Panin, früher Vicekanzler (unter Paul I.). Augenblicklich folgte der Graf dem Winke des Herzogs, schritt durch die Thür und sagte auf englisch: Es ist wahr, Ew. Herrlichkeit sind hier nicht auf dem Schlachtfelde! — Wellington war so entzückt über dieses feine Wort, daß er dem Grafen sein Portrait sandte und zwar saß er deshalb dem Maler noch besonders, um alle seine russischen Orden auf dem Bilde *) darstellen zu lassen.

Je feiner ein Mann gebildet ist, um so schneller erräth er die Wünsche anderer. Daher das Wort: zuvorkommend. Der Umgang mit gebildeten Klassen ist gerade deshalb so reizend, weil sie bemüht sind ihre gegenseitigen Wünsche zu errathen ehe sie ausgesprochen sind. Eine solche zuvorkommende Artigkeit kann aber auch zur feinen Rache werden.

Anekdote. Bekanntlich wählen alle Prediger einer Diöcese unter sich den Probst und selbstverständlich immer den ältesten. Zufällig war einst der Senior einer vacanten Diöcese nicht beliebt bei seinen Amtsbrüdern, theils wegen seines Selbstgefühls und seiner Ansichten, die aus der Zeit des Rationalismus noch herstammten, vielleicht auch wohl wegen seines bedeutenden Vermögens. — Um ihn, in dem der Weltmann vortheilhaft in die Erscheinung trat, recht empfindlich zu kränken, beschloßen sie ihn zu übergehen und einem anderen ihre Stimmen zu geben. Dies geschah und zwar im Hause des Herrn Pastors, da er als ältester Prediger interimistisch das Amt

*) Dies schöne Bild war im Jahre 1837 noch auf dem Landstiz der Panins Dougino (jetzt Meschtscherki's).

des Probstes bereits verwaltete. Sehr erstaunt waren aber die Verschworenen, als der kluge Wirth nicht die geringste Regung von getäuschter Erwartung zeigte. Er gratulirte herzlich dem Neuwählten und lud alle zu einer glänzenden Abendtafel, wo er in vollendeter Weise den aufmerksamen und heiteren Wirth machte. — Es war darüber sehr spät geworden und die Herren amüsirten sich ganz vortrefflich, aber endlich sagte einer doch halbleise zum Wirth: Es ist hier wohl sehr schön, nun aber auch Zeit zum Aufbruch; würden Sie wohl den Befehl geben, unsere Pferde kommen zu lassen. Ihre Pferde! sagte der Wirth laut und kalt — die stehen schon seit zwei Stunden vor der Thür!

Des Gastes Pferde anspannen lassen, heißt mit anderen Worten: Fort mit Dir und komme nie wieder!

Will man mit einem ungebetenen Gaste keine nähere Bekanntschaft unterhalten, so braucht man den Besuch nur einfach nicht zu erwiedern. Auf dem Lande und im Sommer empfängt man solche nicht gern gesehene Personen auf der Veranda und nöthigt sie nicht in's Haus. An diese Sitte erinnert auch das alte Wort: er soll nicht über meine Schwelle. Will man aber wegen des schönen Wetters mit einem Gaste draußen bleiben, so erfordert es doch jedenfalls die Artigkeit den Vorschlag zu thun, sich ins Haus zu begeben. Nur sage man dabei nicht etwa: Spazieren sie doch näher! oder: Spazieren sie doch gefälligst her ein! — Man sage: wie wünschen Sie? Sollen wir hineingehen oder hier bleiben?

Es klingt paradox, ist aber vollkommen wahr, daß man sich dort am besten amüsirt, wo sich der Wirth möglichst passiv verhält und sich um seine Gäste fast

garnicht zu bekümmern scheint. Er läßt ihm dadurch die größte Freiheit und die ist dem Menschen stets das liebste auf Erden.

Anecdote. Als Student war ich mit mehreren Cameraden nach Estland auf eine adlige Hochzeit eingeladen, der mehrere glänzende Bälle folgten. Als es nun endlich Zeit schien wieder an die Hörjale zu denken, sagten mehrere Herren vom Adel: Bleiben Sie noch drei Tage hier, am Mittwoch giebt Baron Salza von Weinjärwen einen Ball; machen Sie den noch mit; Sie werden dann vollkommen befriedigt abreisen, weil niemand es so gut versteht den angenehmen Wirth zu machen. Wir blieben, schon aus Neugierde. Die Gesellschaft war in einer merkwürdig fröhlichen Stimmung. Es waren dieselben Personen und alle wie umgewandelt. Nur Einer fehlte: Es war der Wirth! — Endlich fand ich ihn in einem weitentfernten Zimmer, wo er *Whist* spielte! Nur ein- oder zweimal ging er durch alle Räume mit einem zur Freude auffordernden und von Glück strahlenden Gesicht. Da erkannte ich, daß der Wirth in ausreichendster Weise für jedes mögliche Bedürfnis seiner Gäste sorgen muß und dann sie getrost sich selbst überlassen kann. Die Gegenwart eines geschäftigen Wirths reagirt lähmend auf die Freude. Er muß ganz Gast sein, und den Scepter der Regierung dem besten Vortänzer und der Jugend überlassen.

Wenn zu einem Besuchenden noch eine andere Person hinzukommt, so stellt man, im Fall sie sich unbekannt sind, sie einander vor, und zwar stets nennt man den Namen des jüngeren an Jahren und Rang zuerst. Ist aber die Stellung eine vollkommen gleiche und ist

man mit beiden ganz gleich bekannt, so wird die Frage schwieriger, obwohl sie im Ganzen nicht wichtig ist.

Wir meinen, daß man in einem solchen Fall den Herrn zuerst nennen muß, der zuerst gekommen ist, denn er ist jedenfalls uns länger bekannt. In China, dem Lande der Complimente, könnte man sich noch genauer erkundigen, wenn man es für nöthig findet.

Will man einen jungen Mann vorstellen, so sucht man ihn auf, sagt ihm: Kommen Sie, ich wünsche Sie dem und dem vorzustellen und der älteren Person sagt man, ohne ihren Namen zu nennen, Herr (Titel) erlauben Sie mir, Ihnen meinen jungen Freund den Herrn N. N. vorzustellen. Gut ist es, wenn man zugleich einiges hinzufügt, was eine Veranlassung geben kann zu einem Gespräch.

Bei gleichem Alter und Rang gebraucht man nicht das Wort vorstellen, sondern sagt: Erlauben Sie meine Herren, Sie mit einander bekannt zu machen.

Einen vornehmen Mann stellt man nie vor; alle übrigen aber werden ihm vorgestellt; denn es wird immer stillschweigend angenommen, daß man die hochgestellte Persönlichkeit von Ansehen kennen muß.

Den Damen stellt man die Herren vor, aber nie umgekehrt, doch machen die eigenen weiblichen Verwandten eine Ausnahme, die man vornehmen Herren wohl vorstellt.

Verlegene Herren sagen wohl mitunter. Hier stelle ich Ihnen meine Frau Gemahlin vor! Das ist eben so lächerlich als unter einen Brief zu schreiben: Ihr geliebter Freund, statt: Ihr Sie liebender.

Personen von geringer Bildung haben die böse Angewohnheit, ehe sie sich zum Essen anschicken, erst Zeller, Messer, Gabel und Löffel sorgfältig abzuwischen; das paßt wohl in eine elende Herberge, aber nie wo man

Gast ist. Es soll große Reinlichkeit andeuten, ist aber sehr beleidigend für das fremde Haus oder bezeugt auch, daß man es bei sich zu Haus sehr nöthig hat!

Einem kurzen Besuch braucht man keine Erfrischungen anzubieten. Im Inneren von Rußland, wo man zu seinem nächsten Nachbar vielleicht hundert Meilen reist um bei ihm Thee zu trinken (!) — fragt der Diener sogleich, noch fast indem man sich entkleidet: Befehlen Sie Kaffee oder Thee? — das ist denn nach einer weiten Fahrt sehr erwünscht.

Man muß aber stets das passende anbieten, also nicht Eis oder Limonade im Winter oder Liqueure im Sommer.

Anecdote. Zu einem reichen eben beschäftigten Bankier kam ein Graf und ließ sich anmelden. Der Diener that es, kehrte zurück und bat den Grafen etwas zu verweilen, sein Herr würde sogleich erscheinen und habe befohlen dem Grafen indessen Erfrischungen zu reichen — vielleicht Champagner? Der Graf sah den Diener groß an und sagte: Geben Sie mir ein Glas frisches Wasser; meinem Jäger draußen können Sie eine Flasche Champagner bringen! Diese Lehre im Hause eines Geldaristocraten war vortrefflich, aber — impertinent! denn der Geschmack des Bankiers und des gräßlichen Jägers wurden dadurch auf gleiche Stufe gestellt.

Anecdote. Ein Geizhals fragte seinen Gast, ob er ihm nicht etwas erfrischendes anbieten könne? — der Gast war neugierig und ging auf das Anerbieten ein — indem er über Hitze klagte.

Da ist nichts gesunder als frische Luft, sagte der Geizhals und öffnete das Fenster!

Der Gast athmete tief ein und sagte wie erschrocken: Entschuldigen Sie, ich mißbrauche Ihre Erfrischung.

Einige berühmte Gelehrte waren zu einer Fürstin eingeladen. Bei Tische machte sich ein starker Tabaksgeruch bemerkbar und die Fürstin warf einen sehr befremdeten Blick auf die Dienerschaft, sie vermuthete, jemand von ihnen habe in der Küche geraucht. Als die Herren nach der Tafel am Abend sich entfernten, zog einer von ihnen einen Cigarrenstummel aus der Tasche seiner weißen Weste! und zündete sich ihn bei einem ihm vorübergehenden Laternenträger an. — Der Gelehrte wußte mehr als viele Hunderttausende, nur das nicht, daß ein Cigarrenstummel nie wieder angeraucht werden darf, sobald er erkaltet ist. Es bildet sich in ihm ein brenzliches Element von penetrantem Geruch und abscheulichem Geschmack. — Gelehrter ersten Ranges und feiner Gentleman kann man eben nur schwer zu gleicher Zeit sein.

Ein Fräulein von einfachem Landadel kam auf einige Wochen in ein bürgerlicher Haus, um beim benachbarten Prediger in die Lehre zu gehen (Confirmation). Ehe sie nun aus dem Wagen stieg, reichte sie der entgegenkommenden Magd einen großen Hut Zucker heraus und ließ ihn vor sich her ins Haus tragen! — Wir hoffen, daß der Prediger der jungen unerfahrenen Dame in dem geistlichen Unterricht den Spruch erklärt haben wird: Deine linke Hand soll nicht wissen, was Deine rechte thut.

Man findet auch bei Bauern mitunter ein Zartgefühl, das man selbst bei Personen aus höheren Ständen nicht ganz selten vermißt. Ich hatte einst eine Summe Geldes einem Tagelöhner zu zahlen, der unserm Knecht etwas schuldig war. Da ich es zufällig wußte, so fragte ich den Knecht vor der Auszahlung, ob ich nicht gleich die kleine Summe abziehen und ihm

auszahlen solle? Nein, Herr, sagte der feine Knecht, mein Schuldner wird mich schon bezahlen, wenn er kann.

Geld ausleihen macht Vergnügen und wenn man es wiederbekommt, so wird das Vergnügen verdoppelt. — Deshalb sagt ein Sprüchwort der Russen: die Schuld wird schön durch Erstattung.

Man berechne aber alle Mittel und Wahrscheinlichkeiten und leihe bei Unsicherheit nur so viel aus, als man auch verlieren könnte.

Graf S * * * ein prachtliebender Mann war in Geldverlegenheit und wollte beim Baron L. Stieglitz eine Anleihe von 200,000 Rubeln machen. Der Baron schlug sie ihm ab. Graf S * * *, ein gemeinschaftlicher Freund beider Herren, suchte bei einer Gelegenheit den Baron zu bereden das Geld herzugeben. Stieglitz entgegnete bedächtig: Geb ich das Geld nicht, so wird der Graf mein Feind. Geb ich das Geld, so kann er es nicht wiederzahlen und wird auch mein Feind. Besser also er wird mein Feind, aber ich behalte mein Geld.

Um Lästige loszuwerden, kann man nach des Pfarrers von Wakefield Rath, ihnen eine Summe Geldes leihen.

Reiche Leute gelten oft für hartherzig; das kommt daher, weil sie wirklich unter einem fortwährenden Plagregen von Bettelbriefen und schwindelhaften Anträgen stehen und hundertmal täglich nein sagen müssen.

Baron L. Stieglitz erhielt von einer Dame einst einen Brief folgenden Inhalts: Ich bin Mutter von sieben erwachsenen Töchtern, habe aber kein Vermögen. Ich würde sie alle verheirathen, wenn ich jeder eine Mitgift von 15,000 Rubeln geben könnte, das würde ungefähr 100,000 im Ganzen ausmachen. Für Sie, werther Herr Baron, eine Bagatelle. Denken Sie

sich, welche Freude es mir machen würde, sieben Töchter auf Einmal verheirathen zu können.

Der Baron antwortete, er sei leider viel zu arm um alle ihm gänzlich unbekannte junge Damen aussteuern zu können.

Der Geheimrath Demidoff, dessen Vermögen man auf 70 Millionen schätzte, gab einst einem seiner Secrétaire den Auftrag, alle diejenigen Summen zu buchen, die man von ihm unter verschiedenen Formen verlangte und die er wegen unsicherer Aussicht auf Wiedererstattung nicht hergegeben hatte. — Am Ende des Jahres betrugen sämtliche Forderungen die ungeheure Summe von 33 Millionen. Hätte Demidoff allen Bitten willfahrt, so wäre er in zwei Jahren ein Bettler geworden. — Diese Thatfachen müßten die abgewiesenen Bittsteller berücksichtigen, ehe sie einen reichen Mann hartherzig nennen.

Es ist nicht nur im Orient, sondern wohl überall dem Wirth unangenehm, wenn ein Gast nichts genießt. — Hat man auch nicht Appetit, so müßte man doch zum Schein von dem Angebotenen kosten. Das Essen ist ein Symbol der Freundschaft und des Friedens geworden, wie bei den Wilden das Zusammenrauchen.

Nur in Rußland und in den Ostseeprovinzen kann man uneingeladen doch zu Tische kommen. In den Städten kann ein junger Mann in allen ihm bekannten Häusern täglich sein Gedeck finden. Hier ist der Gast entschieden der Gebende und der Wirth der Empfangende, eine so große Freude macht im Norden ein Besuch, der zu Tisch kommt. — In Deutschland ist der Mittag eine Feierlichkeit. Die Damen und Kinder machen dazu besondere Toilette. Wer uneingeladen zu Tisch kommt, wird im Gesellschaftszimmer von

einem Mitgliede der Familie unterhalten, bis es von einem andern, das schnell gegessen hat, abgelöst wird.

Der berühmte Laplace, dem man die großartige Hypothese über die Entstehung des Sonnensystems verdankt, war in seinem eigenen Hause sehr kleinlich. Als Arago ihn einst besuchte, kam Madame Laplace und forderte von ihrem Manne halbleise den Schlüssel zum Zuckerschrank. Arago gesteht, daß er aus den Wolken zu fallen glaubte und eine eigenthümliche Idee von dem großen Gelehrten bekommen habe. — Aber warum sagte die Frau die Worte halbleise! dadurch wurden sie erst ehrenrührig. — Ein Fremder wird oft erst dadurch die Lücken in einem Haushalt gewahr, wenn die Frau vom Hause sich entschuldigt. Wenn jemand ungemeldet oder unerwartet hereintritt, so hat er Entschuldigungen zu machen, aber nie der Wirth, gleichviel in welcher Lage oder in welchem Costüm er grade ist.

Es giebt boshafte Personen, die selbst ihren besten Freunden gern beißende Dinge sagen. Gut ist es, wenn man Geistesgegenwart genug besitzt, um sie auf der Stelle mit gleicher Münze zu bezahlen.

In einer kleinen Landstadt ritt ein solcher Wisling beim Hause des Doctors vorbei, der in einem schwefelgelben Schlafrock auf der Treppe saß. Guten Abend, Herr Doctor, rief der Reiter; was haben Sie da für einen wunderschönen Schlafrock! Ausgezeichnete Farbe! Aber selten! Mein Pferd scheute sich ordentlich. Das wundert mich nicht, sagte der Doctor, jedesmal wenn Sie hier am Hause vorübergehn, wird meine Milch sauer!

In derselben Stadt wurde eine Dame, die etwas hinkte, Braut. Der Wisling gratulirte dem Bräutigam und rief: Welch ein Glück haben Sie! Eine hübsche,

junge und reiche Braut! Und, setzte er hinzu, weglau-
fen wird sie Ihnen auch nicht. — Wenigstens nicht zu
Ihnen, bemerkte der Bräutigam trocken.

In Reval lebte einst ein Kaufmann Berg, der sehr
arg stotterte. Einst begegnete er in der Straße einem
andern Kaufmann, begann ein Gespräch und fing an
zu stottern. Nun stehen die Ochsen am Berge, sagte
der andere. — Ja — ich bin der Berg, sagte Berg!

Wer über körperliche Gebrechen spotten kann, ver-
diente immer so derb abgefertigt zu werden.

Jemand, der an trocknen Ohren litt, hatte die
Angewohnheit sich bisweilen mit dem kleinen Finger
ins Ohr zu fahren. Ein Wisling fragte ihn: Holen
Sie sich da Ihre Gedanken heraus. Nein, sagte jener,
ich thu es nur, wenn ich etwas dummes höre.

Einem Prälaten wurde ein ungewöhnlich fluges
Kind vorgestellt. — Schade, sagte jener, daß solche
frühreife Kinder im Alter gewöhnlich dumm werden.

Sie waren wohl auch ein frühreifes Kind, sagte
der Knabe.

Möge doch jeder, der sich in der Gesellschaft in un-
angenehmer Weise breit macht, so beschämt werden.
Denn die Gesellschaft ist da zur Erheiterung und soll
nicht ein Tummelplatz der Eitelkeit sein, sondern eine
Schule der Höflichkeit. Bissige Charactere passen nicht
in gute Gesellschaft, aber im Umgange mit edleren
Naturen schleifen sie sich doch bisweilen ab. Die hohe
Aufgabe der christlichen Gesellschaft ist ihrem Vorbilde
gleich zu handeln, die niederen und unerzogenen Stände
emporzuziehen und schon durch ihre Berührung und
Annäherung Aller Sitten zu mildern und zu verfeinern.

Tritt man zu andern Personen, die im Gespräch
begriffen und dieses stockt plötzlich, so hat man offenbar
gestört. Es schickt sich aber doch nicht zu sagen: Ich

habe vielleicht gestört? Man würde aus Artigkeit es läugnen. — Klüger ist es, sich nach einigen Worten wieder zu entfernen. Man thut, als ob man jemand gesucht hat und geht weiter. Hat man sich geirrt, so wird man sicherlich zurückgerufen werden.

Bei lebhaften Personen bemerkt man häufig, daß sie beim Eintreten sogleich von irgend einem sie gerade sehr beschäftigenden Gegenstande zu sprechen anfangen, ohne zu hören, daß die andern sich von ganz andern Dingen unterhalten.

In feiner Gesellschaft entsteht eine kurze Pause im Gespräch, wenn sich jemand entfernte, der mißfiel. In weniger gebildeten Gesellschaften wird eine solche Person sogleich laut durchgehechelt.

Wenn man einem Chinesen etwas sagt, worüber er sich ärgert, so schweigt er eine Zeitlang, ehe er antwortet, diese Pause heißt eine Brandmauer! Solche Pausen in der Unterhaltung, solche Brandmauern kommen auch in Europa vor, und wenn man sie sehr dicht aufbaut, so heißt das: Schmollen.

Wenn man eine Trauerbotschaft mitzutheilen hat, so ist es ganz falsch vorbereitet zu wollen. Die Ungewißheit ist beängstigender, als die volle Wahrheit gefährlich. Eine langsame Mittheilung ist eine Tortur. Der Eingang: Erschrecken Sie nicht, ist geradezu gemacht zum Erschrecken.

Man theile eine Trauerbotschaft ohne Nührung und Aengstlichkeit — hartherzig und kaltblütig mit, so erscheint die Mittheilung unwahr und unglaublich und macht keinen schrecklichen Eindruck. Eben so theile man nervösen Personen auch sehr frohe Nachrichten trocken und gleichgültig mit. Man sucht da-

durch zu bezwecken, daß der andere die Nachricht zwar erfährt aber nicht glaubt. Dadurch wird ein plötzlicher Umschwung in unserem Vorstellungsvermögen vermieden. Und dieser plötzliche Umschwung ist gerade das Gefährliche. Also nur keine Leichenbittermiene bei traurigen, keine Exaltation bei frohen Nachrichten.

Statt mit salbungsvollen Worten eine Mutter vorzubereiten auf den Tod z. B. eines fernen Kindes, sage man ganz ruhig: Woran starb eigentlich Ihr Sohn? Man thut als wäre die Sache bekannt. Die so Angeredete wird sich nicht erschrecken, denn sie glaubt nicht was sie hört. Natürlich ist es Hauptsache, daß man selbst nicht die allergeringste Mührung oder Aengstlichkeit zeige. Dann läßt der Aerger über eine solche rücksichtslose Kälte es garnicht zum Erschrecken kommen.

Furcht, Trauer, Erregung theilt sich ja sogleich mit, eben so aber eine ruhige Haltung. Wer hat nicht erlebt, wie das ruhige Wesen eines Neuankommenden eine ganze wüthende Menge plötzlich besänftigt?

Zuhören ist eine Kunst. Der einfache, wenig gebildete Mensch versteht es nicht; er unterbricht, ohne es selbst zu bemerken, die Erzählung eines andern, weil er den plötzlich in ihm erweckten Gedanken laut werden lassen muß. Er hat seine Sprechorgane nicht in seiner Gewalt, eben so etwa wie ein Kind. Der Wohl-erzogene wartet mit seiner Mittheilung bis der andere ausgesprochen hat, oder er schaltet seine Bemerkung, wenn sie klein ist, mitten hinein, sagt aber ein entschuldigendes Wort.

Das Sprechen ist für alle erregten Naturen, Kinder, Frauen und auch an Geselligkeit gewöhnte, aber eine Zeitlang alleingebliedene ältere Personen — eine körperliche Nothwendigkeit. Es wird dadurch gleichsam im Gedankenraum, wo sich massenhaft Ideen aufgespeichert haben, Platz gemacht. Und das erleichtert

das Centralorgan, weil ein zurückgehaltener Gedanke drückt. Das Denken des Gehirns gleicht der Ansammlung von Electricität in einer electricen Vorrichtung. Das Reden, das Ausströmen des Gedankens ist der Entladung der Maschine zu vergleichen. Und je geheimer eine Nachricht gehalten werden soll, um so mehr drückt und belästigt sie. Man denkt nämlich fortwährend daran und muß zuletzt damit heraus. So geschieht es, daß Mörder, die unentdeckt blieben, sich zuletzt selbst angeben. Man sagt, es sei das böse Gewissen. Nun, das ist ein anderer Ausdruck für die Sache selbst. Denn wo ist das Gewissen, wenn nicht im Gehirn, dem Träger des Bewußtseins.

Ich kannte eine ältere Dame, die nie vom Hause ging, aber so wie sie eine Todesnachricht erhielt, lief sie von Haus zu Haus, um den Vorfall zu erzählen. Frauen sind überhaupt so geschaffen, daß für sie nur drei Dinge von Wichtigkeit sind: Geburt, Hochzeit und Grab. Deshalb schreiben manche Damen nur dann Briefe an entfernte Verwandte, wenn sie ihnen einen Fall aus jenen drei Categorien mittheilen können, und sie thun es sogar, wenn sie recht gut wissen, daß die betreffenden Personen dem andern unbekant sind.

Es giebt ganz gescheute Damen, die in den Zeitungen kaum etwas anderes lesen, als die Kirchenbuchnotizen und Anzeigen von Familienereignissen. Das hindert aber nicht, daß die Frauen dennoch instinmäßig vortreffliche Richter über den Anstand in der Gesellschaft sind und darum verweisen wir Leser, die so gütig und geduldig waren uns bis hierher zu begleiten, wegen genauer und weiterer Auskunft an die Frauen:

„Wollt wissen Ihr, was feine Sitte heißt,
Fragt nur bei edlen Frauen nach!“